

EDITORIAL	3
----------------------------	---

SEITE DES BUNDESVORSITZENDEN	4
---	---

SEITE GEISTLICHER BEIRAT	5
---	---

BUNDESKONFERENZ DER GKS

Tagung in Vierzehnheiligen <i>von Bertram Bastian</i>	6
Beitrag zum Weißbuch 2016 Bundeskonzferenz 2015	7
„Seht, Soldaten können überzeugte Christen sein“ <i>Bericht von Rainer Zink</i>	8

VERSÖHNUNG

„Krieg ist Wahnsinn“ <i>von Carl-H. Pierk</i>	10
„Wir vergeben und bitten um Vergebung“ <i>von Ansgar Röpling</i>	13
Versöhnung in Afrika – das Beispiel Ruanda <i>von Carl-H. Pierk</i>	16
Die Tragödie der Christen im Irak <i>von Gerhard Arnold</i>	18

RELIGION IN DER GESELLSCHAFT

Rosenkranz gegen Kanonendonner <i>von Rainer Zink</i>	25
50 Jahre Zweites Vatikanisches Konzil Bericht über die Festakademie zu Fulda <i>von Bertram Bastian</i>	26
Abschluss der Bischofssynode <i>von ZENIT</i>	28

BILDUNG

SALZBURGER HOCHSCHULWOCHEN 2015	
Humanität. Über die Unverzichtbarkeit eines Selbstbegriffs des Menschen <i>von Rainer Zink</i>	30
Was sollen wir tun? Was dürfen wir hoffen Humanität und Transparenz <i>von Rainer Zink</i>	32
Resilienz – das Geheimnis der psychischen Widerstandskraft <i>von Rainer Zink</i>	34

„Wissenschaft als Menschheitsgedächtnis und Handlungspotential <i>von Bernhard Meurers</i>	36
Der Weg zum Terroristen Kriminalpsychologische Aspekte der Radikalisierung <i>von Bernhard Meurers</i>	37

GRUNDSÄTZLICHES

Christlicher Glaube und Militär <i>von Dieter Kilian</i>	40
Weltbischofssynode hat Kirche verändert <i>Pressemitteilung des ZdK</i>	47

AUS BEREICHEN, STANDORTEN UND GKS

GKS-KREIS AUGUSTDORF

Völkerverständigung – 1000 Jahre deutsch-polnische Nachbarschaft	48
---	----

GKS BEREICH NORD

Es gibt ihn doch den Gottesbezug im Norden	49
---	----

LESEEMPFEHLUNGEN	50, 51
-----------------------------------	--------

KURZ BERICHTET	15, 24
---------------------------------	--------

IMPRESSUM	52
----------------------------	----



Titelbild: Gemäß der neuen Wahlordnung wählen die Delegierten der Bundeskonferenz den neuen Vorsitzenden und seine Stellvertreter (Text und Bild: BB)

editorial:



Liebe Leserschaft,

in der diesjährigen Bundeskonferenz kam die neue Ordnung zur Geltung: der Bundesvorsitzende und seine Stellvertreter wurde von den Delegierten gewählt! Das Titelbild hat Ihnen die Stimmung während des Wahlvorgangs vermittelt.

Die Delegierten wurden gefordert, denn nicht nur Wahlen waren zu bestreiten, auch wurde in vier Arbeitsgruppen eine „Stellungnahme der GKS zum Weißbuch 2016“ ausgearbeitet und von der Bundeskonferenz beschlossen. Dieses Ergebnis wurde den Verantwortlichen im Ministerium übersandt, um bei der Erstellung des neuen Weißbuches berücksichtigt werden zu können. Man muss das so ausdrücken, denn wie das Weißbuch letztendlich aussehen wird, darüber können wir Ihnen erst nach Erscheinen im Jahr 2016 berichten. Als Verband ist es unerlässlich, seinen Standpunkt während der Erarbeitung zum Ausdruck zu bringen.

Das Schwerpunktthema dieses Heftes ist „Versöhnung“. Carl-H. Pierk schreibt in seinem Artikel über die Versöhnung in Ruanda. Dass die Lage der Christen im Irak von Verzweiflung geprägt ist, macht der Flüchtlingsstrom deutlich, der über die Europäische Union – mit Schwerpunkt Deutschland, Schwe-

den und Österreich – deutlich. Die Bischöfe dort fordern ein militärisches Eingreifen, halten aber dennoch auch die Versöhnung zwischen den Religionen für unverzichtbar, damit Frieden dauerhaft gedeihen kann. Darüber schreibt Gerhard Arnold in seinem Bericht. Dass Versöhnung Grundlage des Friedens ist hat die europäische Völkergemeinschaft nach zwei verheerenden Weltkriegen bewiesen. Auch wenn es schwierig ist, gemeinsam zu hadeln, muss doch ein Grundstein für weitere gedeihliche Zusammenarbeit gelegt sein, dies ist Anliegen des Versöhnungsgedankens. Ein Bericht über den italienischen Soldatenfriedhof unter dem Gipfel des monumentalen Sacro Militare di Cima Grappa greift dieses Beispiel heraus.

Die vielbeachtete Bischofssynode in Rom ist zu Ende gegangen. Wie nicht anders zu erwarten, gibt es unterschiedliche Meinungen dazu. Der offizielle Text wird Ihnen in diesem Heft zur Kenntnis gebracht. Die Stellungnahme des Präsidenten des ZdK finden Sie dazu auf Seite 47. Auch wenn es kaum etwas hinzuzufügen gibt, bleibt doch die Bemerkung, dass sich die Katholische Kirche hier in einem Prozess befindet, der noch lange nicht am Ende ist. Wir sind alle dazu aufgerufen, hier tatkräftig mitzuarbeiten, damit wir unsere Kirche der Zukunft schaffen, gemeinsam.

Die Salzburger Hochschulwochen hatten „prekäre Humanität“ dieses Jahr zum Thema. Über die wichtigsten Vorträge während dieser einzigartigen, deutschsprachigen Sommeruniversität werden Sie von Rainer Zink und Bernhard Meurers informiert.

Dieter Kilian widmet sich in seiner Artikelserie, deren ersten Teil Sie in diesem Heft lesen können, dem Thema „Christlicher Glaube und Religion“. Die weiteren Teile werden in den folgenden Heften erscheinen.

Zum Abschluss der Bischofskonferenz in Fulda fand ein Festakt statt, zur 50. Jahresfeier des Abschlusses des II. Vaticanums. Über den Festvortrag von Karl Kardinal Lehmann, das anschließende Podiumsgespräch sowie über die Antworten des Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz Reinhard Kardinal Marx bei „nachgefragt“ werde ich Sie unterrichten.

Ich wünsche Ihnen angenehme Stunden bei der Lektüre des Heftes und verbleibe

Ihr J. Janssen

„GKS – klar positioniert!“

Eine Gemeinschaft lebt vom Mitmachen! Das hatte ich bereits im letzten AUFTRAG festgestellt und wir haben es in der hinter uns liegenden Bundeskonferenz nachgewiesen. Mitmachen konnten alle Delegierten besonders in zwei Punkten.

In Umsetzung der in Stapelfeld beschlossenen Ordnungsänderung wurden der Bundesvorsitzende und die beiden stellvertretenden Bundesvorsitzenden erstmalig in der Bundeskonferenz gewählt. Das Interesse der Delegierten war entsprechend groß und Dank entsprechender Kandidaten gab es auch eine echte Auswahl in der Wahl. Ich danke auch im Namen der beiden Stellvertreter für das Votum, dass das bewährte Team für zwei weitere Jahre mit den Aufgaben betraut hat und versichere: wir nehmen diesen Auftrag als Verpflichtung!

In einem zweiten Mitmach-Punkt haben wir uns aktiv in die Beteiligungsphase des laufenden Weißbuchprozesses eingebracht und die Anforderungen an das entstehende Dokument aus unserer Sicht beschrieben. Einzelheiten dazu finden sich wie üblich auf unserer Internetseite.

Ich sehe aber in der abgelieferten Arbeit mehr als den darin dargestellten Inhalt. Wichtig aus meiner Sicht ist schon die Tatsache, dass wir uns aus der Bundeskonferenz heraus positionieren konnten, weil es die Kraft zeigt, die dahinter steckt. Dies konnte jeder Teilnehmer auch daran erkennen, mit welchem Eifer und welcher Begeisterung in den einzelnen Arbeitsgruppen um die Positionen und ihre Formulierung gerungen wurde. In welcher Kultur des Umgangs die Ergebnisse dann im Plenum behandelt wurden, spricht nach meiner Ansicht auch für sich und natürlich alle Teilnehmer. Unser Statement mag nicht jedermann gefallen, muss es aber auch nicht. Nur wenn wir eine spezifische Stellungnahme abgeben, werden wir auch wahrgenommen und man kann sich daran reiben.



Richtig gut wäre es, wenn wir diesen Schwung in die inhaltliche Arbeit der Sachausschüsse, aber auch auf der Kreis- und Bereichsebene mitnehmen könnten. Hier wird es mit Blick auf die für das nächste Jahr geplanten Veranstaltungen grundlegend wichtig sein, inhaltlich eine klare GKS-Linie zu fahren. Was ist damit gemeint? Inhaltlich steht die GKS vor allem Themen aus dem Bereich Friedensethik und aus dem weiten Feld der Inneren Führung. Das unterscheidet uns eindeutig von Inhalten, die andere Veranstalter vermitteln, muss es aber auch! Nur dann, wenn wir uns auf unsere inhaltliche Identität konzentrieren, haben wir eine dauerhafte Berechtigung, sind wir „klar positioniert“. Ich bin sicher, dass ich mit dieser Auffassung nicht allein dastehe und baue daher auf die engagierte Mitarbeit auf allen Ebenen.

Wofür wie inhaltlich genau stehen, werden wir auch in der GKS-Akademie Oberst Dr. Helmut Korn nachweisen. Auch dort wird der Erfolg vom engagierten Mitmachen der Teilnehmer getragen. Wenn ich aber an die Bundeskonferenz in Vierzehnheiligen zurückdenke, wird mir nicht bange.

Mitmachen kann jetzt auch jeder bei unserem Facebookauftritt. Dieser wurde während der Bundeskonferenz offiziell freigeschaltet und hat rasanten Zuspruch gefunden. Wir werden hier weiter aktuell berichten, auch von der GKS-Akademie in Fulda – herzliche Einladung zum Mitmachen! Den Einstieg findet man über die bekannte Internetseite und auch über den QR-Code auf der Rückseite dieses Heftes.

*Rüdiger Attermeyer, Oberst
Bundesvorsitzender der
Gemeinschaft Katholischer Soldaten*

„Hinterm Horizont geht's weiter“

In der Aussage von Udo Lindbergs Songtitel ist für Christen nichts Spektakuläres, wissen wir doch als gläubige Menschen, dass hinter der Grenze unserer Vorstellungen, ja unseres Lebens, eben nicht alles aus ist, sondern etwas ganz Neues auf uns wartet. Und in unserem Alltag erleben wir doch auch Situationen, in denen wir Überraschendes in unserem Erleben entdecken, wenn wir über den sprichwörtlichen „Tellerrand“ oder den „Kirchturm“ hinausschauen. Den Horizont zu weiten ist demnach etwas Urchristliches, und wird uns in den Herausforderungen von Gegenwart und Zukunft sehr hilfreich sein. Um das Gesagte nicht zu abstrahieren möchte ich nachfolgend etwas ganz Persönliches zum Thema „Horizontenerweiterung“ berichten.

Die meisten Mitglieder der GKS wissen natürlich, was sich unter dem Kürzel „AMI“ verbirgt, in meinem Fall war das bis zu diesem Frühjahr nicht wirklich der Fall. Zugegeben: Dass das „Apostolat Militaire International“ ein internationaler Zusammenschluss nationaler katholischer Soldatenverbände und Militärordinariate ist und im Jahr 1962 – meinem Geburtsjahr – von zehn Mitgliedsverbänden gegründet wurde, wusste ich und noch ein paar andere interessante Dinge darüber hinaus. Als ich jedoch im Frühjahr diesen Jahres als Nachfolger von Militärdekan Marcus Wolf – der in sein Heimatbistum Speyer zurückgekehrt ist, und dem ich an dieser Stelle für seine langjährige Wegbegleitung herzlich danke – die Funktion des Seelsorgers im „Internationalen Sachausschuss“ übernahm, habe ich versucht, manche Wissenslücke über AMI zu schließen. Doch „Grau, teurer Freund, ist alle Theorie, und grün des Lebens goldner Baum.“, das wusste schon Goethes Mephisto! So war es an der Zeit, AMI zu erleben.

Im September durfte ich nun, zusammen mit drei Mitgliedern des Sachausschusses, an der Generalversammlung des AMI anlässlich des 50. Gründungsjubiläums teilnehmen, die am Gründungsort in Santiago de Compostela stattfand. Allein die Vorstellung, an einem der bedeutendsten Wallfahrtsorte des Chris-

tentums einige Tage verbringen zu dürfen, erzeugte bei mir im Vorfeld bereits ein Gänsehautgefühl.

Eine Woche mit Christen – Laien wie Klerikern – aus fünfzehn Nationen Glauben und Leben teilen zu dürfen, war ein eindrucksvoller Anschauungsunterricht von Weltkirche, unter dem besonderen Gesichtspunkt der Militärseelsorge. Natürlich prägten die festlichen Gottesdienste, das Erleben von Land und Leuten, die wissenschaftlichen Vorträge, die Präsentation des Jubiläumsbandes und der überaus festliche Abschlussabend sowie die beeindruckende Gastfreundschaft des spanischen Militärordinariates diese Tage. Im Mittelpunkt standen jedoch die Begegnungen mit Christen, die ihre je eigene Glaubens- und Lebensgeschichte miteinander zu teilen bereit waren und die sich mit der Bereitschaft auf den Weg gemacht haben, über den Tellerrand von Ländern, Sprachen und Weltanschauungen schauen zu wollen. Dabei soll eine Begebenheit nicht unerwähnt bleiben, die mich noch immer beschäftigt:

Bei der sich anschließenden Fragerunde zu den Ausführungen eines spanischen Theologieprofessors, der sich vor allem zum Konzilsdokument „Nostra aetate“, einer Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen, äußerte, meldete sich eine Frau Major der kenianischen Luftwaffe zu Wort und erklärte, dass in ihrem Land und in afrikanischen Nachbarländern radikale Moslems in christliche Kirchen während der Gottesdienste eindringen und die Gläubigen zu Tausenden umbrächten. Sie stellte die Frage: „Und was machen wir als Christen? Was ist das Besondere des Christentums?“ Ihre Antwort lautete: „Wir stürmen nicht in die Moscheen und töten keine Muslime, wir üben keine Rache. Das ist für mich Christentum!“ – Noch Fragen?

*Bernd F. Schaller, Militärdekan
Geistlicher Beirat der
Gemeinschaft Katholischer Soldaten
auf Bundesebene*



Tagung in Vierzehnheiligen

Vor der offiziellen Eröffnung der Bundeskonferenz am Mittwochnachmittag, 16. September 2015, sprach der Katholische Militärbischof für die Bundeswehr, Bischof Dr. Franz-Josef Overbeck zu allen Delegierten der Woche der Begegnung (Bild 1). Er stellte dabei sein Wort zum 1. September 2015 in den Mittelpunkt, in dem er erinnerte, dass vor

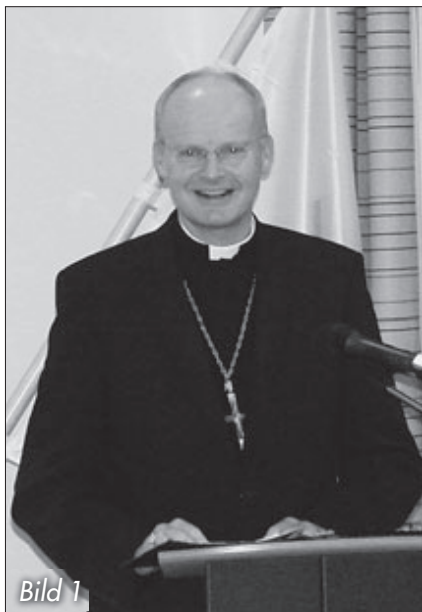


Bild 1

70 Jahren nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges man glaubte, Gewaltkonflikte überwunden zu haben. Heute aber ist immer mehr Gewissheit, dass Kriege und Gewalt nicht aufhören und teilweise in nie geglaubtem Ausmaße die Welt zu verändern versuchten. Zwangsläufig erhebt sich die Frage, ob Gewaltanwendung dem Frieden dienen könne.

Er führte aus, dass die konkrete Androhung von Gewalt möglicherweise helfen könne, andere, exzessive Gewalt zu beenden. Das fünfte Gebot, welches in der Originalsprache von „Du sollst nicht morden“ spreche, müsse ergänzt werden „Du sollst nicht morden lassen“! Gewalt sei zwar immer ein Übel, aber den Frieden zu verantworten, könne bedeuten, um der Verteidigung der Menschenrechte und der Menschenwürde willen, für die bedrohten und bedrängten Menschen selbst Gewalt anzuwenden. Hier schlug Militärbischof Overbeck

den Bogen zur „responsibility to protect“. Da die Welt nicht eine ideale sei, ist es wichtig, sich zu vergegenwärtigen, dass Politik immer nur eine sein kann, die die Lehre vom Möglichen und die Kunst des Möglichen bedenke. Dazu benötige man Menschen, die wertebestimmt und konsequent zu handeln und die Gegenwart zu gestalten bereit seien. Hier sehe er



Bild 2

die Bedeutung der katholischen Militärseelsorge als „Kirche unter den Soldaten“ für die Bildung der moralischen Urteilsfähigkeit der anvertrauten Soldaten.

Weiter ging Bischof Overbeck auf die Begründung der Gewalt aus religiösen Motiven heraus ein. Er führte aus, dass die gewaltsame Durchsetzung einer Religion oder ein gewaltsames Vorgehen im Namen einer Religion, gegen ihre eigenen Grundlagen agieren würde. Die Menschen sollten sich auf das Friedenspotential aller Religionen konzentrieren. Die Bergpredigt mit ihren Seligpreisungen sei die Friedenscharta aller Menschen. Die Ver zweckung einer Religion für Gewalt müsse überwunden und eine Zivilisation der Liebe müsse begründet werden.

Zum Schluss sprach der Militärbischof die Bedeutung des lebenskundlichen Unterrichts für die Soldatinnen und Soldaten an. Dieser helfe

ihnen, dass sie moralisch hochwertig entscheiden können auf Grund der Überzeugung der unbedingten Schutzwürdigkeit der Menschenrechte, der Menschenwürde und der Toleranz. Auf diese Art und Weise zu handeln stärke die Glaubwürdigkeit, sagte Overbeck.

Nachmittags wurde die Bundeskonferenz vom Bundesvorsitzenden Oberst Rüdiger Attermeyer eröffnet. Nach dem Geistlichen Wort und den Grußworten der Gäste, trug Oberst Attermeyer Grundsätzliches über das Weißbuch und seine Entstehung vor. Er ging vor allem auf die Abhängigkeiten der verschiedenen Ressorts ein und stellte so die Komplexität des Prozesses dar.

Danach bildeten die Delegierten vier Arbeitsgruppen und erarbeiteten Textvorschläge. Oberstlt. Refin Melentin leitete die ArbGrp1: „Vernetzte Sicherheit – Möglichkeiten, Grenzen und Perspektiven von Bündnissen und Partnerschaften“, Oberstlt. Oliver Ponsold die ArbGrp2: „Anforderungen an den Soldaten in der Bundeswehr heute und morgen“, Oberstlt. Christoph Auer die ArbGrp3: „Bundeswehr als Teil Deutschlands – Wir. Dienen. Deutschland.“, Oberst i.G. Albert Hecht die ArbGrp4: „Soldat als Beruf“. Dabei wurde diskutiert und um Formulierungen gerungen, um der Bundeskonferenz am nächsten Vormittag einen Vorschlag zu unterbreiten. Diese Stellungnahme wurde in der Bundeskonferenz am Donnerstagvormittag noch abgestimmt und gebilligt, dann einer Gruppe zum redaktionellen „Feinschliff“ überantwortet. Das Ergebnis wurde der verantwortlichen Stelle im Ministerium übersandt (siehe Kasten).

Der Lagebericht der GKS wurde vom Bundesvorsitzenden vorgetragen (Bild 2) und anschließend mit den Delegierten in einer Aussprache diskutiert. Bei den Bereichen stehen neben den positiven Entwicklungen in drei Bereichen noch die Probleme im Bereich Ost gegenüber. Insgesamt hat die GKS 35 aktive Kreise, die als solche agieren. Bei den Sachausschüssen wurde für „Sicherheit



Bild 3

und Frieden“ ein Nachfolger gefunden (Oberstleutnant Rufin Mellentin), der Sachausschuss „Innere Führung“ hat unter der Leitung von Oberstleutnant Oliver Ponsold wieder Fahrt aufgenommen und der Sachausschuss „Kommunikation“ unter Oberstleutnant Marian Schiebilski (der auch als Moderator der Bundeskonferenz fungierte) hat den Einstieg in die elektronischen Medien vorbereitet.

Nach dem Mittagessen wurde gewählt (siehe Seite des Bundesvorsitzenden) und der alte Vorstand in seinen Funktionen bestätigt. (Bild 3) Anschließend trug die Bundesgeschäftsführerin Regina Bomke zu Organisation und Arbeit der Bundesgeschäftsstelle vor (Bild 4). Nach der Kaffeepause wurde dann durch den Bundesvorsitzenden Rüdiger Attermeyer die GKS in Facebook „freigeschaltet“ (Bild 5). Verantwortlich

GEMEINSCHAFT KATHOLISCHER SOLDATEN



Beitrag zum „Weißbuch 2016“

Seit der Aussetzung der Allgemeinen Wehrpflicht erleben wir eine zunehmende Entfremdung der Bevölkerung von der Bundeswehr. Eine Bundeswehr ohne tiefe Verwurzelung in der Gesellschaft darf es nicht geben! Auch deshalb fordern wir den Ersatz der derzeit ausgesetzten Allgemeinen Wehrpflicht durch eine Allgemeine Dienstpflicht für Männer und Frauen im caritativen und sozialen Bereich, im Zivil- und Katastrophenschutz sowie in der Bundeswehr. Die Soldatinnen und Soldaten der Bundeswehr sind sicherheitspolitische Fachleute und Ratgeber für die politischen Entscheidungsgremien. Sie bringen sich aktiv in die gesamtgesellschaftliche Diskussion ein und beteiligen sich streitbar bei der Findung der besten Lösung.

Wir wenden uns gegen eine Reduzierung des Soldaten oder der Soldatin auf eine Rolle als Militärtechnokrat und fordern politisch und moralisch gebildetes militärisches Personal, das seine Verantwortung erkennt und seinem Gewissen folgt. Dazu ist eine Intensivierung der Bemühungen um Lebenskundlichen Unterricht, politische und ethische Bildung nötig. Themen wie der Umgang mit Verwundung, Tod und Schuld müssen stärker in den Focus gerückt werden. Die Soldatinnen und Soldaten können ihren verantwortungsvollen Auftrag nur dann dauerhaft erfüllen, wenn sie in ein funktionierendes familiäres und soziales Umfeld eingebunden sind. Ihre Familien bedürfen der Verwurzelung im Wohnumfeld, insbesondere während des

Einsatzes. Deshalb muss eine neue Personalentwicklungsstrategie einer Regionalisierung des Verwendungsaufbaus und einer mindestens mittelfristigen Verwendungsplanung Rechnung tragen. Das Weißbuch 2016 ist eine Momentaufnahme, die kontinuierlich und nachhaltig in den nächsten Jahren weiterbegleitet und als Grundlage des aktiven gesellschaftlichen Diskurses verwendet werden muss. Wir werden als Gemeinschaft Katholischer Soldaten hierzu unseren Beitrag leisten.

*Vierzehnheiligen,
den 17.09.2015*



Bild 4

für die facebook-Seite ist Oberstleutnant Marian Schiebilski. Mitarbeiter können online-Redakteure, die sich beim verantwortlichen Redakteur der Seite melden und sich von ihm akkreditieren lassen, damit sie der Aktualität dieser Seite behilflich



Bild 5

sind. Die GKS beabsichtigt, mit Hilfe dieses Mediums auch jüngere Leute für die Sicherheitspolitik auf Basis der katholischen Friedenslehre zu interessieren. Machen Sie mit und unterstützen Sie diesen modernen Weg der Kommunikation!

Abschließend führte Militärdekan Schaller in das Jahresthema 2016 ein (siehe Bericht von Rainer Zink), bevor die Delegierten mit

dem Generalvikar der Erzdiözese Bamberg, Monsignore Georg Kestel, einen Gottesdienst feiern konnten. Während des festlichen Abendessens danach wurden die ehemaligen Mitglieder des Bundesvorstandes verabschiedet: Oberst Josef Schmidhofer, Oberstabsfeldwebel Peter Strauß und Stabsfeldwebel a.D. Burkhard Büttner. □

(Text und Bilder: BB)

Bundeskonzferenz 2015

„Seht, Soldaten können überzeugte Christen sein!“

Jahresthema 2016 – Erste Einblicke und ein Ausblick

Mit dem Tagesordnungspunkt „Jahresthema 2016 – Erste Einblicke und ein Ausblick“ befasste sich der Geistliche Beirat auf Bundesebene, Militärdekan Bernd F. Schaller. Er erklärte, dass die Aussage des Jahresthemas 2016 der Gemeinschaft der Katholischen Soldaten eng abgestimmt sei mit dem Jahresthema des Katholikentages 2016 in Leipzig, das dort lauten wird: „Seht, da ist der Mensch“. Abgeleitet davon stehe nun „unser“ Jahresthema „Seht, Soldaten können überzeugte Christen sein!“ so der Dekan. Dabei gehe es zum einen um die Wahrnehmung des Soldaten, denn der Beruf des Soldaten und die Überzeugung des Christen wird in der Gesellschaft häufig als Gegensatz betrachtet und mit dieser Situation werde der Soldat konfrontiert. Andererseits müsse aber

auch die Erwartung des Soldaten betrachtet werden, denn der Beruf des Soldaten kann es erfordern, Schuld auf sich zu laden. Hierzu stellte der Geistliche Beirat die Frage, inwieweit der Soldat darauf vorbereitet sei und mit dem Beispiel: „Der Befehl des Oberst Klein zur Bombardierung zweier Tanklastzüge“ untermauerte er seine Aussage. „Allerdings stehen wir als Christen auf einem Fundament,“ so Dekan Schaller, denn dies sei belegt in Gaudium et Spes Nr. 79, denn dort ist fest verankert folgende Aussage: „Wer als Soldat im Dienst des Vaterlandes steht, betrachte sich als Diener der Sicherheit und Freiheit der Völker“ und „Indem er diese Aufgabe recht erfüllt, trägt er wahrhaft zur Festigung des Friedens bei“. „Darauf können wir uns stützen, denn das wiederum bedeutet bei der Umsetzung

unserer Satzung, dass wir auch auf unsere Leitsätze als Fundament zurückgreifen können“ resümierte der Geistliche Beirat. Deshalb finden wir diese Richtlinien für den Soldaten als Christen in unserer Gemeinschaft eben schon, denn mir diesen Leitsätzen, die wir uns auf die Fahne geschrieben haben, ist schon vieles vorbereitet. Dennoch existierten Überlegungen im Bundesvorstand zur Überarbeitung einer Handreichung. Somit wäre alles vorbereitet, allerdings müsse jeder selbst entscheiden, was er davon nimmt und in welcher Reihenfolge. Dabei stünden auch eigene Überlegungen im Raum, wie man mit diesem Thema umgeht bzw. was könnte man davon gebrauchen. An dieser Stelle forderte der Geistliche Beirat alle anwesenden Teilnehmer auf, an dieser Handreichung mitzu-

Seht, da ist der / 100. Katholikentag in Leipzig Mensch

Jubiläum und Premiere – der Katholikentag 2016 wird in jeder Hinsicht ein besonderer. Zum 100. Mal findet er statt, zum ersten Mal in Leipzig. 'Seht, da ist der Mensch' lautet die zentrale Botschaft – eine Einladung, gemeinsam neu sehen zu lernen. Flüchtlings- und Migrationsströme, Klimawandel, Finanzkrise, Big Data, Terrorismus, Welternährung und -gesundheit – all diese Herausforderungen erlauben kein Weiter so unserer gegenwärtigen Art zu leben. Stattdessen sind Politik, Wissenschaft, Wirtschaft, Kunst und Kultur aufgefordert, umzudenken und den Menschen ganz neu in den Mittelpunkt zu stellen.

Wir stellen uns unserer christlichen Verantwortung für die aktuellen Entwicklungen und ihre Auswirkungen: hinsehen, sich einmischen, mitgestalten. Dabei werben wir für eine neue Qualität der Verbindung von Freiheit und Verantwortung und eine starke ethische Motivation. Zugleich gilt es, unsere Kirche für diese Aufgaben zu rüsten und zukunftsfähig zu machen – auch darüber diskutieren wir in Leipzig. Der 100. Katholikentag wird also eine Chance sein: für neue Wege, Perspektiven und Lösungsansätze.

”

Ich lade dringlich zu einem neuen Dialog ein über die Art und Weise, wie wir die Zukunft unseres Planeten gestalten.

Papst Franziskus



DAS KOMPLETTE PROGRAMM
ALS HEFT UND APP
– ab April 2016 –

Als weitgehend säkularisierte Gastgeberstadt bietet Leipzig die Chance, sowohl mit atheistisch eingestellten als auch religiös indifferenten Menschen ins Gespräch zu kommen. Dem Dialog mit Nichtgläubenden wird daher ein besonderer Platz eingeräumt. Darüber hinaus lädt eine Bandbreite an Themen zum Austausch:

- Zukunft gestalten in Politik und Gesellschaft
- Den Glauben leben und verantworten
- Biblisch-geistliche Angebote
- Christlich-jüdischer Dialog
- Christlich-islamischer Dialog
- Globale Verantwortung
- Dialog mit Wissenschaft und Recht
- Familie und Generationen
- Frauen und Männer
- Jugend
- Kirche vor Ort – Kirche bei den Menschen
- Ökumene

Lassen Sie sich auch anregen durch Musik, Theater, Kunst und Literatur. Entdecken Sie die Vielfalt kirchlichen Lebens auf der Kirchenmeile und in zahlreichen Gottesdiensten. Werden auch Sie zu 'Seh-Leuten' und diskutieren, beten und feiern Sie mit!

Wir laden ein /

Bistum Dresden-Meißen

Der größte Teil des Bistums Dresden-Meißen liegt in Sachsen, aber auch einige Teile Ostthüringens gehören dazu. Fast 142.000 Katholiken leben in der Diözese. Das sind etwa 3 bis 4 Prozent der Einwohner in diesem Gebiet. Dazu kommen 20 bis 25 Prozent evangelische Christen. Die meisten anderen Menschen sind ohne Konfession.

arbeiten und die eigene Kreativität mit einfließen zu lassen. Ein bisschen Fleisch dazu könne auch aus dem internen Bereich abgerufen werden. Um die ersten Gedanken festzuhalten, ersuchte Dekan Schaller, diese auf der Pinwand zu skizzieren. Dabei konnten gute Ansätze erkannt werden, es wurden zu verschiedenen Themen Vorschläge abgegeben, z.B. sollte ein Feedbackformular entwickelt, ein Powerpoint Vortrag zur Handreichung erstellt, ggf. Bilddokumente oder Linkhinweise gegeben werden,

sowie eine Referentenliste zum Jahresthema beigelegt sein. Aber auch eine Sammlung von Beispielen sollte durchdacht werden und die Einladungen zu den Veranstaltungen der GKS und Militärseelsorge sollten deutlich machen, dass es sich um eine dienstliche Veranstaltung handelt. Alle diese Ideen, diese Vorschläge wurden in einem Brainstorming auf der Pinwand festgehalten und der Geistliche Beirat hat sich bereit erklärt, diese bis zum Ende Januar 2016 auszuwerten. □

(Text: Rainer Zink)



Versöhnung

Liebe Leserschaft, nachdem ich angekündigt hatte, dass in diesem Heft die Versöhnung ein Schwerpunkt sein wird, freue ich mich, Ihnen heute dieses Thema näher zu bringen. Versöhnung hat ja viele Facetten. Versöhnung ist schwierig, denn es geht immer auch um Barmherzigkeit nach einer schweren Zeit. Schwer für alle Parteien oder nur für einige Beteiligte. Das ist ja auch, was Versöhnung schwer macht: es sind vielschichtige Prozesse, die auf Nachsicht und Barmherzigkeit bauen. Versöhnung kann geschehen über Kriegsgräber, wenn man den Wahnsinn einer ausgelöschten, jungen Generation vor Augen hat. Das beschreibt Carl-H. Pierk in seinem Artikel „Krieg ist Wahnsinn“. Versöhnung kann über die Kirche geschehen, wie der Bericht von Ansgar Röpling über die deutsch-polnische Versöhnung in seinem Artikel „Wir vergeben und bitten um Vergebung“ zeigt. In Ruanda zeigt ein gesellschaftlicher Prozess – der Gacaca-Prozess analog der Wahrheitskommission in Südafrika – wie eine Gesellschaft um ihre friedliche Zukunft ringt. Zum Schluss dann ein Blick in den Irak, der auf eine solche Versöhnungsinitiative erst hoffen kann, wenn die kriegsartige Auseinandersetzung beendet ist. Der Hilfruf der irakischen Bischöfe schildert Ihnen Gerhard Arnold.

In Deutschland leben wir seit 70 Jahren in Frieden und seit 25 Jahren auch alle in Freiheit – freuen wir uns darüber und arbeiten wir jeden Tag daran, dass es so bleibt! (BB)

Versöhnung

Krieg ist Wahnsinn

Fast zweieinhalb Jahre wurde im Ersten Weltkrieg
an der rund 90 Kilometer langen Isonzo-Front erbittert gekämpft

VON CARL-H. PIERK

Das Hinterland von Triest, wo vor hundert Jahren mehr als eine Million Soldaten starben, gilt heute als besonders gelungenes Beispiel für ein friedliches Zusammenleben in Europa. Dabei tobte hier 1915 ein Krieg, in dem fast alle europäischen Mächte aktiv waren. Der mit äußerster Härte geführte Gebirgskrieg ist heute nahezu vergessen.

Am 23. Mai 1915 begann mit der Kriegserklärung von Italien an Österreich-Ungarn der Gebirgskrieg. Das Ziel Italiens war klar: Es wollte sich alle italienisch besiedelten Gebiete der Habsburger Monarchie einverleiben. Das italienische Königreich war ursprünglich ein Bündnispartner des Deutschen Reiches und der Österreichisch-Ungarischen Monarchie und verhielt sich zu Beginn des Krieges im Jahr 1914 neutral, war jedoch 1915 Partner der französisch-englisch-russischen Entente geworden. Fast zweieinhalb Jahre wurde im Ersten Weltkrieg an der rund 90 Kilometer langen Isonzo-Front erbittert gekämpft. Am 24. Oktober 1917 kam es dann zur 12. und letzten Isonzo-Schlacht, der „Schlacht um Karfreit“, dem heutigen slowenischen Kobarid (deutsch: Karfreit, italienisch: Caporetto).



Carl H. Pierk, Jahrgang 1945, ab 1968 Redakteur, von 1992 bis 2007 Chefredakteur bei „Deutsche Tagespost“, wohnt in Würzburg und ist als freier Journalist tätig

Benannt wurden die Kämpfe nach dem Fluss **Isonzo** (slowenisch Soča), um dessen Tal sich die Fronten zogen. Das Gebiet liegt größtenteils im heutigen Slowenien. Unterstützt von deutschen Truppen brach die 14. österreichisch-ungarische Armee in einem blitzartigen Angriff durch und drängte die italienischen Truppen vom Bergrücken des Krn bis an den Fluss Piave zurück. Innerhalb weniger Tage gelang es den österreichisch-ungarischen und deutschen Truppen nach einem verheerenden Einsatz von Giftgas, die italienischen Linien zu überrennen. Die Italiener mussten ihre Stellungen am Isonzo aufgeben. Sie gingen über den Wildwasserfluss Tagliamento zurück, eine Armee wurde aufgerieben und eine zweite Armee schwer dezimiert. Der Zusammenbruch des italienischen Heeres und



das Ausscheiden Italiens aus dem Krieg konnte nur dadurch verhindert werden, dass zur Unterstützung der italienischen Seite mehrere britische und französische Divisionen nach Italien verlegt wurden. Auf österreichischer Seite bezeichnete man die Niederlage der Italiener als „Das Wunder von Karfreit“, auf der anderen Seite sprach man von der „Katastrophe von Caporetto“.

Ein halbes Jahr später war aber bereits alles anders, und genau ein Jahr nach Beginn der 12. Isonzoschlacht begannen die italienischen und mit ihnen verbündeten Truppen ihre letzte Offensive, der Österreich-Ungarn nichts mehr entgegenzusetzen hatte. Die Habsburgermonarchie löste sich bereits auf. Am 3. November 1918 wurde in der Nähe von Padua der Waffenstillstand geschlossen, der die österreichisch-ungarische Niederlage besiegelte.

Auf den Berggipfeln wurden die kriegerische Auseinandersetzungen geführt in Eis und oft in acht Meter hohem Schnee. Soldaten mussten unter schwierigsten Bedingungen in Fels- und Erdlöchern hausen und einen Teil des militärischen Geräts selbst in die Berge tragen, weil die Steilheit im Gebirge andere Transportformen nicht zuließen. Hunderte von Soldaten wurden Opfer von Schneelawinen. Dabei hatten die Kriegsgegner auch gemeinsame Feinde: Das Gebirge, Hochgebirgswetter und Krankheiten. An manchen Frontabschnitten gab es höhere Verluste durch Lawinen und Steinschlag als durch Kampfhandlungen. Dieser Gebirgskrieg ist jedoch in Vergessenheit geraten, und die Natur

hat sich die Berge und die Landschaft wieder zurtückerovert. Die schroffe, felsige und nach Süden immer sanfter werdende Gebirgslandschaft, die den Oberlauf des Isonzo kennzeichnet, ist heute eine Bergregion, die mit ihren vielen Gipfeln, Seitentälern, Bächen und Wegen viele Wanderer und Freizeitsportler anzieht.

Doch es bleibt die Erinnerung an die Geschichte in einer grenzübergreifenden Region. Den Gebirgskrieg an der Isonzo-Front schildert eindrücklich ein Museum in Kobarid (Bild 1). Das kleine Privatmuseum wurde erst 1990 eröffnet, aber schon bald mit dem europäischen Museums-Award als bestes Anti-Kriegsmuseum in Europa ausgezeichnet. Jeder Raum im Museum widmet sich der Kultur des Erinnerns auf ganz eigene Weise. So



wird in den entstellten Gesichtern der Verwundeten das ganze Grauen des Gebirgskriegs und der Irrwitz an der Isonzofront sichtbar. Auch ein Foto eines tragbaren Altars für Feldmes-

sen ist zu sehen. Ein Feldgeistlicher hält an einer abfallenden Gebirgswand eine Heilige Messe, die Soldaten versuchen im steilen Gelände ihre Position zu halten. Porträts von Alpini beim Gebet, bevor sie in den Kampf geschickt wurden, die Tür eines italienischen Militärgefängnisses (eingritz ist der Dank eines Österreicher für die Verpflegung), ein Kreuzifix und die Skulptur eines Alpino, der am Grab seines gefallenen Kameraden trauert, eine Lafette inmitten zertrümmerter Felsen und Eisen und darüber Fotos mit Gräuelszenen des Krieges sprechen von der Sinnlosigkeit, die in den Bergen nach der Eroberung des Krn-Gebirges 29 Monate lang herrschte. Doch lernt die Menschheit dazu? Zu sehen ist auch ein Bild des amerikanischen Schriftstellers und Nobelpreisträgers Ernest Hemingway. Sein Buch „A Farewell to Arms“ – „In einem fernen Land“ basiert auf der Schlacht von Karfreit. Hemingway selbst war als amerikanischer Freiwilliger und Sanitätsoffizier am Piave, aber nie in Kobarid. Im Museum hängen jedoch einige Autographen Hemingways, erklärt Museumsführer Josef Picet. Und auch ein Foto von Erwin Rommel ist zu sehen, des späteren „Wüstenfuchses“. Im Oktober 1917 erstürmte Oberleutnant Rommel mit seinen Soldaten vom Württembergischen Gebirgsbataillon den 1 642 Meter hohen Monte Matajur in den Julischen Alpen, Höhepunkt

seines Einsatzes im Ersten Weltkrieg. Rommels außergewöhnliche Art Krieg zu führen zeigte sich hier zum ersten Mal. Diese Offensive gilt als die erste erfolgreiche Umsetzung eines Blitz-

krieg-Konzepts. Rommel erhielt für die Erstürmung des Berges den Orden „Pour le Mérite“. Allerdings musste er sich erst beschweren, um diesen Orden zu erhalten. Eine andere Einheit hatte nämlich fälschlicherweise zuerst den Erfolg für sich reklamiert.

Eine der letzten Schlachten des Gebirgskriegs tobte am Monte Grappa. Der 1 776 Meter hohe Berg liegt nördlich von Bassano del Grappa und gab der Stadt wie dem Schnaps den Namen. Im Ersten Weltkrieg war das Grappa-Massiv Schauplatz schwerer Kämpfe zwischen Italienern und Österreichern. In zahlreichen verzweifelten und letztendlich erfolgreichen Abwehrschlachten verhinderten die Italiener einen Durchbruch der Österreicher durch ihre letzte Verteidigungslinie und somit den Einfall in die venezianische Ebene. Seither gilt der Monte Grappa als Symbol für den italienischen Verteidigungswillen.

Zum Gedenken an die verlustreichen Schlachten und zu Ehren der Gefallenen wurde unter dem Gipfel der monumentale *Sacrario Militare di Cima Grappa* angelegt, wo die sterblichen Überreste von 12.615 Italienern und 10.295 Österreichern ruhen. Die Anlage (im oft vorherrschenden Nebel mitunter nicht zu sehen) besteht aus fünf konzentrischen Kreisen und die angeschlossene Kapelle zeigt eine 1918 von einer Granate verstümmelte Madonnenstatue, die *Madonnina del Grappa*. Unterhalb der Gedenkstätte befindet sich das militärische Befestigungswerk „Vittorio-Emanuele-III-Tunnel“. Der fünf Kilometer lange Tunnel, noch heute begehbar, wurde von November 1917 in nur zehn Monaten errichtet. In Nebentunneln befanden sich Geschütz- und Maschinengewehrstellungen, Beobachtungsposten und Ausgänge für Gegenangriffe.

Einzig erhaltener Standort auf dem Gebiet der Isonzofront, wo eine größere Zahl von deutschen Soldaten begraben liegt, die im Ersten Weltkrieg gefallen sind, ist Tolmin/Slovenien (Bild 2). Die burgartige Grab- und Gedenkstätte befindet sich auf dem steilen linken Ufer des Flusses Isonzo und ist mit einer Mauer abgegrenzt, innerhalb derer es eine Rasenfläche gibt. Es ist der ursprüngliche Platz mit den einzelnen und gemein-

samen Gräbern. Den Eingang bildet eine kunstgeschmiedete Tür, geformt aus umgedrehten Gewehrläufen. Ein

datenfriedhof in Fogliano, wo Papst Franziskus im vergangenen Jahr ein Gebet sprach und einen Kranz nie-



Bild 3

geplasterter Weg führt zum Zentralteil des Beinhauses. Die Kapelle, mit einem steilen Pultdach, ist im Inneren mit einem geschmiedeten Netz in zwei Teile geteilt: Im ersten sind die Namen der gefallenen Soldaten auf Eichenplatten ausgeschrieben, im



Bild 4

zweiten auf einer goldenen Mosaikunterlage. Der Grabplatz mit den Überresten der Gefallenen befindet sich im zweiten Teil, dessen Zentralraum die Gruft des unbekannten Soldaten darstellt. Darauf leuchten immer zum Zeitpunkt der Sommer-Sonnenwende die Sonnenstrahlen. In dem Gebäude sind die Gebeine von 946 im Ersten Weltkrieg gefallenen deutschen Soldaten beigesetzt. Der Friedhof wurde vom Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge renoviert und wird heute als Denkmal vom slowenischen Staat erhalten.

„Im Leben und im Tod vereint“ – das ist die Inschrift auf dem Sol-

derlegte. Auf dem schlichten österreichisch-ungarischen Soldatenfriedhof, 30 Kilometer von Triest, sind 14.550 zwischen Mai 1915 und Oktober 1917 in den Isonzo-Schlachten gefallene Soldaten aus Österreich und Ungarn begraben. 2.500 von ihnen sind identifiziert, alle anderen teilen sich anonyme Sammelgräber. Drei Massengräber – eines mit 7.000 und zwei mit je 2.500 Gefallenen – befinden sich auf dem von Zypressen umrahmten Friedhof. Am Ende des Mittelweges, den Friedhof nach dem größten Massengrab abschließend, erhebt sich ein hoher Bogen über einer Tafel mit der nach Versöhnung rufenden Inschrift: „Hier versammelte das brüderliche Mitleid Italiens im Licht des Unbekannten 7.000 aus Vaterlandsliebe gefallene Helden des österreichisch-ungarischen Heeres.“

Nur einen Kilometer von der österreichischen Gedenkstätte entfernt ließ Benito Mussolini 1938 das größte Kriegerdenkmal Europas errichten, den italienischen Soldatenfriedhof „*Sacrario di Redipuglia*“. Die Gedenkstätte wurde auf den Abhängen des Monte Sei Busi errichtet, der in der ersten Phase des Krieges hart umkämpft war. In 22 Stufen erhebt sich eine gewaltige Treppe mit den in den Stufen intergrierten Urnen von etwa 100.000 Soldaten (Bild 3). Diese Anordnung soll einen großen Appellplatz symbolisieren, auf dem die Gefallenen angetreten sind, aufgerufen werden und „Presente“ (Hier) rufen.

Der Schriftzug „Presente“ ist über jeder Grabstelle an der Oberkante der jeweiligen Stufe angebracht. Auf den unteren Stufen befinden sich die Grabstätten der 39.857 identifizierten italienischen Gefallenen in alphabetischer Reihenfolge von unten nach oben. Jede Grabstelle ist durch eine Bronzetafel mit Namen und Dienstgrad gekennzeichnet. Auf der letzten Stufe ragen drei Kreuze in den Himmel. In den Nebenräumen der darun-

ter liegenden Gedächtniskapelle sind Ausrüstungsgegenstände von Gefallenen ausgestellt. Rechts und links dieser Räume befindet sich in der letzten Stufe das Gemeinschaftsgrab der etwa 60.330 nicht identifizierten Gefallenen.

An dieser monumentalen Gedenkstätte feierte Papst Franziskus im vergangenen September eine Messe für die Gefallenen des Ersten Weltkriegs. Das Totengedenken verband

er mit einer Anklage gegen Waffenhändler und Kriegshetzer. Wie 1914 entstünden auch heute Kriege durch Geldgier, Machthunger und die Interessen der Waffenindustrie. „Der Krieg ist ein Wahnsinn“, rief der Papst aus. Bei den Kämpfen zwischen Italien und Österreich-Ungarn im Ersten Weltkrieg starben auch drei Verwandte des Papstes mit italienischen Wurzeln (Bild 4). □

(Bilder: Carl H. Pierk)

Versöhnung

„Wir vergeben und bitten um Vergebung“ Der Briefwechsel zwischen den polnischen und deutschen Bischöfen von 1965 und seine Wirkung

VON ANSGAR RÖPLING¹

Der Brief der polnischen Bischöfe von 1965 an ihre deutschen Amtsbrüder und im gleichen Jahr die Denkschrift der Evangelischen Kirche Deutschlands (EKD) „Die Lage der Vertriebenen und das Verhältnis des deutschen Volkes zu seinen östlichen Nachbarn“ sind Schlüsselereignisse im deutsch-polnischen Verständigungs- und Versöhnungsprozess. Der Briefwechsel von 1965 wird heute als große deutsch-polnische Erfolgsgeschichte dargestellt, aber wir vergessen: Groß war die Ablehnung auf die Initiative der polnischen Bischöfe von Seiten der polnischen Regierung Gomulka und groß war auch die Ablehnung von Seiten vieler polnischer Katholiken. Allzugroß war auch die Enttäuschung vieler polnischer Bischöfe über die Wirkung des oben genannten Briefes.

In den ersten Nachkriegsjahren denken die Katholiken Polens zunächst nicht an eine Verständigung oder gar Aussöhnung mit Deutschland. Aus polnischer Sicht wären Voraussetzungen für eine Annäherung: Einsicht in die eigene Schuld durch die Deutschen, Sühne, Abkehr von einer antipolnischen Haltung. Als Prüfstein für die Haltung der deutschen Katholiken gegenüber ihren polnischen Glaubensbrüdern galt der Umgang mit der Grenzfrage.

Bei den Katholiken Deutschlands waren die Verbrechen während des Krieges gegen Polen zunächst ein Tabuthema. Die Frage nach der eigenen Schuld wurde kaum gestellt,

dies wurde einem kleinen Kreis von Nazis zugeschrieben. Die Mehrheit der Deutschen sei Opfer der Nazis gewesen! Die deutschen Bischöfe und ihre Gläubigen sahen aber die Vertreibung ihrer Landsleute aus den Oder-Neiße Gebieten als ein himmelschreiendes Unrecht an. Deshalb könne die Oder-Neiße Grenze nie anerkannt werden.

Als Folge davon gab es auf beiden Seiten zunächst keinen Willen zur Versöhnung. Bis in die Mitte der 50er Jahre geschah in den deutsch-polnischen Kirchenbeziehungen fast gar nichts!

Erschwert wurde die Annäherung aus den folgenden Tatsachen: Die polnischen Kommunisten schürten die Angst ihrer Bevölkerung vor den Deutschen und nutzten diese zu innenpolitischen Zwecken, da die Partei im eigenen, polnischen Volk nur wenig Rückhalt hatte. Um die

polnische Bevölkerung vor antikomunistischen Maßnahmen abzuhalten, wiederholten die Kommunisten ständig, dass nur die Sowjetunion und die kommunistische polnische Regierung den Staat Polen vor einer Revanche Deutschlands schützen könnten.

Die Versöhnungsbereitschaft der deutschen Katholiken richtete sich zunächst nach Westen. Frankreich galt zwar als Erzfeind, aber auch als ebenbürtiger Kontrahent – das Verhältnis zur polnischen Bevölkerung hatte eine viel geringere Bedeutung. Außerdem war die gesamte Politik der frühen Adenauer-Regierungen stark westlich orientiert.

Ab ca. 1956 ist ein leichter Wandel bei einem Teil der deutschen Katholiken beim Umgang mit der polnischen Frage festzustellen. Etliche bewunderten den mutigen Kampf der katholischen Glaubensbrüder und –schwestern mit einem absolut kir-

¹ Ansgar Röpling ist pensionierter Realschullehrer (Französisch, Deutsch, Religion) und arbeitet seit Jahren mit mehreren referaten für die deutsch-polnische Aussöhnung. Der Artikel ist aus einem der Referate entstanden.

chenfeindlichen Staat (Posener Aufstand 1956).

Im Jahr 1960 sorgte eine Predigt des damaligen Bischofs von Berlin, Julius Kardinal Döpfner, für großes Aufsehen, als er das unendliche Leid der polnischen Bevölkerung unter der NS-Besatzung erwähnte, die fünf Jahre dauerte. Ebenso trugen die Debatten über die NS-Verbrechen Anfang der 60er Jahre bei etlichen deutschen Katholiken zu einem Umdenken bei. Großes Echo im katholischen Deutschland fand 1964 eine Sühnewallfahrt von Pax Christi nach Polen. Diese Wallfahrt machte auch bei vielen polnischen Katholiken großen Eindruck. Trotzdem war die Mehrheit der deutschen Katholiken Anfang der 60er Jahre noch nicht bereit zur Versöhnung mit Polen.

Sehr befremdlich war für die deutschen Katholiken, dass die polnische Kirche sich die Argumentation der Regierung zu eigen machte und behauptete, dass die Oder-Neiße Gebiete urpolnisches Land seien, von den Deutschen vor Jahrhunderten geraubt (vgl. die Predigt von Stefan Kardinal Wyszyński 1965 in Breslau: „hier sprechen die Steine polnisch“).

Die polnischen Bischöfe waren nach 1945 der Meinung, dass eine Verpflichtung zur Einleitung eines wie auch immer gearteten Versöhnungsprozesses auf der deutschen Seite lag.

Das Tauwetter beginnt

Das Konzil (1962 bis 1965) ermöglichte Kontakte zwischen deutschen und polnischen Bischöfen, die im Gespräch zueinander fanden und einen ersten Gedankenaustausch stattfinden ließen. Wichtige Rolle bei deutsch-polnischen Kontakten und beim Entstehen des Briefes von 1965 spielte Bolesław Kominek, ein gebürtiger Oberschlesier, der von 1956 bis 1972 Kapitularvikar des Erzbistums Breslau/Wrocław und von 1972 bis 1974 der erste Erzbischof nach dem Zweiten Weltkrieg war. Zur Entstehung des berühmten Briefes, den er wesentlich verfasste, trugen etliche Motive bei: die Predigt des Berliner Bischofs Julius Döpfner (1960), die Gespräche der Oberhirten beider Völker auf dem Konzil, der Geist des Konzils, die Sühnewallfahrt der deutschen Katholiken, die Nähe

der 1000-Jahr-Feier der Christianisierung der Gebiete (1966).

Es gibt keine genaue Datierung, wann die Urfassung des Briefes entstand. Da Erzbischof Kominek gute

diese Tatsache als eine fundamentale Bedrohung des polnischen Staates und diffamierte die Bischöfe als „Landesverräter“, da diese dem Papst dennoch unbeirrt die Treue hielten.

Auszug aus dem Originalbriefwechsel:

„In diesem allerchristlichsten und zugleich sehr menschlichen Geist strecken wir unsere Hände zu Ihnen hin in den Bänken des zu Ende gehenden Konzils, gewähren Vergebung und bitten um Vergebung. Und wenn Sie, deutsche Bischöfe und Konzilsväter, unsere ausgestreckten Hände brüderlich erfassen, dann erst können wir wohl mit ruhigem Gewissen in Polen auf ganz christliche Art unser Millennium feiern. Wir laden Sie dazu herzlichst nach Polen ein.

Das walte der barmherzige Erlöser und die Jungfrau Maria, die Königin Polens, die Regina Mundi und Mater Ecclesiae.

Rom, 18. November 1965“

Zitiert nach:

<http://enominepatris.com/deutschtum/geschichte/hirtenbrief.htm>

Kontakte zur evangelischen Kirche Deutschlands hatte, ist ein Einfluss der Denkschrift der EKD von 1965 durchaus denkbar. Einfluss hatte aber die bevorstehenden Feierlichkeiten zur Christianisierung, denn man wollte die ausländischen Mitbrüder zur Millenniumsfeier einladen und machte sich somit Gedanken über eine anstehende Annäherung der Kirchen – vor allem in Fortsetzung des Konzils.

Der geringe Spielraum der polnischen Oberhirten kam durch die absolut kirchenfeindliche Einstellung der kommunistischen Machthaber Polens. Das Regime pochte auf sein Meinungsmonopol in politischen Fragen. Jede Initiative der Kirche, die als Überschreitung ihrer religiösen und seelsorgerischen Kompetenz hätte gedeutet werden können, weckte Mißbilligung und sorgte für heftige Reaktionen der Machthaber. Eine Botschaft an die deutschen Bischöfe hätte durchaus als eine Einmischung in den für die Regierung reservierten Bereich der Außenpolitik behandelt werden können.

In den Angriffen gegen die Kirche benutzte die kommunistische Regierung die Tatsache, dass sich der Vatikan weigerte, die kirchlichen Verhältnisse in den Oder-Neiße-Gebieten vor der endgültigen Klärung der politischen Zukunft dieser Gebiete zu regeln. Die Machthaber erklärten

Erst vor diesem Hintergrund wird das Risiko erkennbar, das die polnischen Bischöfe mit der Unterzeichnung der Botschaft auf sich nahmen. Sie lieferten damit den Kommunisten Munition für einen intensiven Beschuss der Kirche und der Bischöfe selbst.

Der Brief

In dem Brief der polnischen Oberhirten wurde die Geschichte der deutsch-polnischen Nachbarschaft ausgewogen dargestellt. Betont wurde – im Gegensatz zum offiziellen Geschichtsbild – die Jahrhunderte lange friedliche Nachbarschaft sowie die Rolle der Deutschen bei der Christianisierung und Europäisierung Polens im Mittelalter. Ein Tabu brach auch die Klage über das von der offiziellen polnischen Politik verschwiegene Leid der deutschen Vertriebenen. Schließlich ist der wegweisende Satz des Briefes zu nennen:

Wir vergeben und bitten um Vergebung!

Diese Formel stand im absoluten Gegensatz zum bisherigen Umgang Polens mit dem westlichen Nachbarn. Den von Gomułka Propaganda stets als Faschisten und Revanchisten diffamierten westdeutschen Kirchenführern Versöhnung anzubieten, war eine offene Kampfansage an die kommunistischen Machthaber.

Die Botschaft richtete sich gleichfalls an das gesamte deutsche Volk, achtete folglich nicht auf die offizielle Darstellung, nach der genauestens unterschieden wurde zwischen einem „guten Ostdeutschland“ und einem „gefährlichen Westdeutschland“. Die gesamte Botschaft des berühmten Briefes war hochexplosiv. Das Dokument forderte nicht nur die kommunistische Regierung heraus, sondern barg auch die Gefahr in sich, dass die polnischen Katholiken diese Versöhnungsgeste ablehnen würden, zumal bei Laien und Klerikern antideutsche Ressentiments stark ausgeprägt waren. Sollte es aber zu einer Vertrauenskrise zwischen Oberhirten und Herde kommen, so wäre diese Krise für die Kirche selbst gefährlich geworden.

Die Urfassung des Briefes stammte von Erzbischof Kominek, der sich mit anderen polnischen und deutschen Bischöfen beraten hatte. Kardinal Wyszyński, kein ausgeprägter Freund der Deutschen, förderte seit seiner Begegnung mit Bischof Döpfner energisch die deutsch-polnische Annäherung. Die Initiative von Erzbischof Kominek kam der Zielsetzung von Kardinal Wyszyński entgegen: die Überwindung des Kommunismus und die „Rückkehr“ nach Europa. Die Verwirklichung dieser Ziele war jedoch ohne eine Verständigung mit den Deutschen nicht möglich!

Wyszyński wollte darüberhinaus eine Stärkung der katholischen Gesellschaft Polens. Die Achillesferse der Kirche war aber die ungeklärte Oder-Neiße-Frage. Die Anerkennung dieser Grenze durch die Bundesrepublik und die daraus resultierende endgültige Regelung der Kirchenverwaltung waren zentrale Anliegen der polnischen Kirche. Primas Wyszyński war sich also dessen bewusst, dass deutsche und polnische Katholiken Prozesse in Gang setzen konnten, die grundlegende politische Veränderungen in Europa bewirken konnten. Voraussetzung dafür war die Verwandlung der zerstrittenen deutschen und polnischen Katholiken in eine Avantgarde der Versöhnung. Konkret hofften Polens Bischöfe, dass ihre deutschen Amtsbrüder die Regierung der Bundesrepublik zur Anerkennung der Oder-Neiße bewegen würden.

Enttäuschende deutsche Antwort

Die Schwäche des deutschen Antwortbriefes lag darin, dass er dem Vorstoß der polnischen Bischöfe qualitativ nicht ebenbürtig war. Deren Botschaft war mehr als eine Geste, sie forderte die polnische Gesellschaft auf, einen deutlichen Wechsel im Umgang mit dem westlichen Nachbarvolk zu vollziehen und sich von der einseitigen Opferrolle, dem extrem einseitigen negativen Deutschenbild und von der eigenen Unversöhnlichkeit zu trennen.

Im deutschen Antwortbrief wurde hingegen kein Tabu aufgebrochen und kein radikaler Prozess des Umdenkens gefordert. Auch wurde das Problem der Oder-Neiße-Grenze nur verschwommen angedacht. Die deutschen Oberhirten hatten gute Gründe keinen radikalen Prozess des Umdenkens von ihren Landsleuten einzufordern, denn nach wie vor war die Mehrheit der westdeutschen Gesellschaft nicht bereit, sich mit dem Verlust der Oder-Neiße-Gebiete abzufinden. In dieser Haltung wurden die katholischen Bischöfe Westdeutschlands bestärkt, nachdem die Reaktion der evangelischen Bevölkerung auf die Denkschrift der EKD von 1965 unbedingt negativ war.

Die Mehrheit der Politiker in Westdeutschland sah zwar ein, dass die Oder-Neiße-Gebiete verloren gegangen waren, hofften aber bei Verhandlungen über die deutsche Wiedervereinigung eigene Forderungen gegenüber der polnischen Seite und den Alliierten durchsetzen können. Die deutschen Bischöfe wichen deshalb in ihrem Antwortbrief der Oder-Neiße-Problematik aus und stellten stattdessen die Überwindung der Feindschaft zwischen den Völkern in den Mittelpunkt.

Abschließend muss man feststellen, dass die polnischen Bischöfe 1965 bei weitem mehr Entschlossenheit, Mut und Versöhnungsbereitschaft demonstriert haben als ihre deutschen Amtsbrüder. Ob eine radikalere Antwort der deutschen Bischöfe mehr Schaden als Nutzen angerichtet hätte, ist spekulativ und im nachhinein auch nicht zu beantworten. Zum Prozess des Umdenkens im deutsch-polnischen Verhältnis trugen die Oberhirten in Westdeutschland wenig bei, die katholische Kirche leistete aber einen wichtigen Beitrag zur Integration der Vertriebenen in die westdeutsche Gesellschaft! □

Kurzmitteilung

Neuer russisch-orthodoxer Bischof für Österreich

Die russisch-orthodoxe Kirche in Österreich hat einen neuen Bischof. Der Heilige Synod des Moskauer Patriarchats bestimmte bei seiner jüngsten Versammlung den bisherigen Bischof von Podolsk, Tichon (Zaitsew), zum Administrator der Diözese Wien und Österreich. Zugleich wurde er auch zum Administrator der russisch-orthodoxen Diözese Budapest und Ungarn ernannt, wie die in Wien ansässige Stiftung Pro Oriente berichtet.

Seit der Übersiedlung von Metropolit Hilarion (Alfejew) nach Moskau 2009 hatte Erzbischof Mark (Golowkow) von Jegorjewsk die russisch-orthodoxe Diözese Wien und Österreich geleitet. Er rückt zum Metropoliten von Rjasan und Michailow auf. Die russisch-orthodoxe Diözese von Wien und Österreich wurde 1962 gegründet und 2012 staatlich anerkannt. Nach Angaben der orthodoxen Bischofskonferenz in Österreich leben landesweit rund 40.000 russisch-orthodoxe Kirchenmitglieder.

Bischof Tichon wurde als Aleksander Zaitsew am 13. April 1967 in Moskau geboren. Sein Theologiestudium in Moskau schloss er 1995 mit einer Promotion ab. 1993 legte er die Mönchsgelübde ab und nahm den Mönchsamen Tichon zu Ehren des heiliggesprochenen Patriarchen der Revolutionszeit Tichon (Bellawin) an. 1996 folgte die Priesterweihe. 2004 ernannte ihn Patriarch Alexij II. zum Mitglied der Russischen Geistlichen Mission in Jerusalem; zwei Jahre später wurde er ihr Leiter.

2009 übernahm Tichon die Verantwortung für die finanzielle und wirtschaftliche Führung des Moskauer Patriarchats, die er bis 2014 innehatte. Am 26. April 2009 wurde er in der Moskauer Erlöserkathedrale zum Bischof geweiht. 2011 folgte die Ernennung zum Vikarbischof für die nordöstliche Zone der russischen Hauptstadt. In zahlreichen Büchern, Artikeln und Interviews hat sich Tichon mit geistlichen, kulturellen und kirchenhistorischen Fragen befasst. □ (KNA)

Versöhnung in Afrika – Das Beispiel Ruanda

VON CARL-H. PIERK

Als in den Abendstunden des 6. April 1994 das Flugzeug des ruandischen Präsidenten Juvénal Habyarimana und des burundischen Präsidenten Cyprien Ntaryamira im Anflug auf die ruandische Hauptstadt Kigali abgeschossen wurde, war das der Auslöser für einen Massenmord an der Tutsi-Minderheit im „Land der Tausend Hügel“. Präsident Habyarimana war ein Hutu, wie 85 Prozent der Bevölkerung Ruandas. Die Opfer des Mordens waren überwiegend Tutsi. Sie stellten rund zehn Prozent der Bevölkerung.

Innerhalb weniger als drei Monaten wurde – nach offiziellen ruandischen Quellen – mehr als eine Million Menschen (nach UNO-Angaben etwa 800.000) ermordet. Die früheren Kolonialmächte Deutschland und Belgien hatten die Unterscheidung zwischen Hutu und Tutsi in Ruanda einst festgelegt. Die Tutsi kamen in Schlüsselpositionen, die Hutu fühlten sich stets benachteiligt. Ruanda war von 1885 bis zur Eroberung durch belgische Truppen im Verlauf des Ersten Weltkriegs ein Teil der Kolonie „Deutsch-Ostafrika“. Nach der Unabhängigkeit 1962 kam es immer wieder zu Auseinandersetzungen zwischen den beiden Gruppen – bis zum schrecklichen Völkermord. Dabei kam die Mordorgie nicht überraschend. Der populäre ruandische Radiosender RTL (Radio et Télévision Libre des Mille Collines – Freies Radio und Fernsehen der Tausend Hügel) verbreitete in aller Offenheit monatelang Hassparolen.

Der Völkermord, die massenhafte Vertreibung und die spätere Rückkehr von etwa 3,8 Millionen Flüchtlingen hatten zur Folge, dass die Entwicklung Ruandas um Jahre zurückgeworfen wurde. Paul Kagame, der die Präsidentschaftswahl 2010 zum zweiten Mal in Folge gewonnen hatte (2017 endet seine Amtszeit), bemüht sich um eine Politik der Versöhnung: Es soll keinen Unterschied mehr geben zwischen Tutsis und Hutus, sondern nur noch Ruander, verkündete der katholische Präsident. Bei allen sichtbaren Fortschritten im Wiederaufbauprozess scheint dieses Ziel noch nicht erreicht. Dennoch: Ruanda zählt, auch dank stabiler politischer Verhältnisse, derzeit zu den afrikanischen Musterländern.

Die westlichen Nationen zeigten sich damals vom Völkermord über-

rascht, griffen nicht ein und weigerten sich lange Zeit, von einem Genozid zu sprechen. Hätte man ihn verhindern können? Generalmajor a.D. Manfred Eisele, der kurz nach dem Völkermord in Ruanda als Assistant Secretary General beim Department for Peacekeeping Operations (DPKO) in New York direkt unter Kofi Annan arbeitete, schätzte, dass fünftausend gut ausgestattete Soldaten gereicht hätten, um den Völkermord aufzuhalten. Tatsächlich wurde die UN-Truppe von 2.500 Soldaten, die zu Beginn des Völkermords in Ruanda vor Ort waren, nach zwei Wochen auf 270 Soldaten reduziert. Eisele äußerte sich am 23. Juni 2014 in einer Podiumsdiskussion in der Berliner Landesvertretung von Rheinland-Pfalz zum Thema „20 Jahre nach dem Völkermord in Ruanda: Was haben wir gelernt?“ Die Antwort kann nur lauten: Auch Nichthandeln kann zur Katastrophe führen.

Rheinland-Pfalz unterhält eine enge Partnerschaft mit Ruanda und ist mit einem eigenen Koordinationsbüro in Kigali vertreten. Durch einen offiziellen Briefwechsel wurde im Juni 1982 die Partnerschaft Rheinland-Pfalz-Ruanda begründet. Insgesamt gibt es heute in Rheinland-Pfalz über 50 Gemeinden oder Landkreise, die partnerschaftliche Beziehungen zu ruandischen Gemeinden unterhalten, während rund 250 ruandische und rheinland-pfälzische Schulen miteinander in Kontakt stehen. An der Partnerschaft beteiligen sich auch Kirchen, Universitäten und Fachhochschulen, Verbände, Unternehmen, gesellschaftliche Gruppen wie Sportvereine und Bildungseinrichtungen. Im Oktober 2012 wurde das dreißigjährige Bestehen der Partnerschaft gefeiert.

Jahrelang hatte man auf die Veröffentlichung eines kritischen Berichts

der UNO zu den Vorgängen in Ruanda gewartet. Vor allem, weil die Völkergemeinschaft die blutige Tragödie nicht offiziell als „Völkermord“ anerkennen wollte, wie es Papst Benedikt XVI. schon 2007 in seinem Schreiben zum 14. Jahrestag dieses grauenvollen Ereignisses getan hatte. Der Papst schrieb damals: „Der christliche Glaube, der von der Mehrheit des ruandischen Volkes geteilt wird, stellt, wenn er konsequent und voll gelebt wird, eine wirksame Hilfe zur Überwindung einer Vergangenheit voller Irrtümer und Tod dar, deren Höhepunkt der Völkermord von 1994 war; gleichzeitig weckt dieser Glaube das Vertrauen in die Möglichkeit, die sich allen untereinander wieder versöhnten Einwohnern Ruandas bietet, nämlich gemeinsam eine bessere Zukunft aufzubauen, indem sie die Neuheit der Liebe wiederentdecken, die die einzige Kraft ist, die die Person und die Gesellschaft zur Vollkommenheit und die Geschichte zum Guten führen kann“.

An die furchtbare Vergangenheit erinnern Gedenkstätten im ganzen Land. So hat man in der Kirche von Ntamara, südlich der Hauptstadt Kigali gelegen, Kleidungsstücke von über tausend Menschen aufbewahrt, die hier im April 1994 ermordet wurden. In der Gruft darunter werden ihre Schädel und Gebeine aufbewahrt.

Für die Zukunft eines Landes spielt neben der Rechtsprechung die Versöhnung der ehemaligen Konfliktparteien eine zentrale Rolle. In Südafrika und Ruanda wurden mit den Wahrheitskommissionen beziehungsweise dem ruandischen Pendant der Gacaca-Prozesse Wege eingeschlagen, die die Aussöhnung der Konfliktparteien zum Ziel haben. Die

traditionellen ruandischen Gacaca-Gerichte sind kollektive, von den Dorfältesten geleitete Verfahren, die eine Aufarbeitung der blutigen Geschichte möglich machten. Die im Januar 2005 begonnene Hauptphase der Gacaca-Prozesse zur Aufarbeitung des Völkermords wurde im Jahr 2012 beendet.

Die Herausforderungen waren angesichts mehrerer 100.000 Beschuldigter gewaltig: Landesweit waren über 15.000 Gerichte und 200.000 Laienrichter befasst. Ein großer Teil der ruandischen Bevölkerung war beteiligt, sei es als Täter, Überlebende, Zeugen, Angehörige oder Richter. Durch Reue und Vergebung soll der Weg in eine friedvolle Zukunft geebnet werden. Dazu findet seit 2002 auch einmal jährlich ein Nationaler Dialog mit Vertretern der Regierung einschließlich des Präsidenten und der Zivilgesellschaft statt, der ausführlich über die nationalen Medien live ausgestrahlt wird. Die wichtigste Frage aber bleibt, wie ernst beteiligte Parteien es mit Wahrheit und Versöhnung nehmen. Versöhnung kann schwierig sein, Opfer und Täter lebten oft im selben Dorf, sie stammten nicht selten aus der gleichen Familie.

Den Prozess der Versöhnung in Ruanda begleitet seit langem das Bischöfliche Hilfswerk „Misereor“. Bereits kurz nach dem Völkermord unterstützte das Hilfswerk sozialpastorale Projekte in mehreren katholischen Diözesen. Ziel war es zunächst, den Menschen zu helfen, mit den unfassbaren Geschehnissen umzugehen. Auch heute noch bieten Partnerorganisationen gezielt psychosoziale Betreuung für traumatisierte Menschen an, heißt es in einer Mitteilung des Hilfswerks: „Sie schulen Multiplikatoren zu Themen wie Konfliktprävention und gewaltfreie Kommunikation. Sie vergeben Mikrokredite, denn viele Genozid-Opfer leben in Armut am Rand der Gesellschaft. Und weil Traumata bis in die nächste Generation hinein wirken, werden gezielt Programme für Jugendliche angeboten. Darüber hinaus unterstützen Partnerorganisationen Dorfgemeinschaften, die Kosten für die medizinische Versorgung Kranker übernehmen, Saatgut teilen und Solidaritätskassen gegründet haben.

Sie machen sich auf politischer Ebene für alle Opfer des Genozids stark und bringen über Radiosendungen Themen wie Kritisches Denken und Werteorientiertes Handeln in die Öffentlichkeit. Weitere Organisationen leisten durch ihr Engagement im Bildungsbereich einen wichtigen Beitrag zu Aufbau und Zusammenhalt der Gesellschaft“.

Der Misereor Partner International Alert Ruanda bringt in so genannten Dialoggruppen traumatisierte Menschen miteinander ins Gespräch – Genozid-Überlebende, ehemalige Häftlinge, frühere Kämpfer sowie viele Jugendliche. International Alert hat diesen Gruppen geholfen, ihre Konflikte besser zu verstehen, einander zuzuhören, miteinander zu sprechen, sich gegenseitig in gut funktionierenden Solidaritätsgruppen zu unterstützen. In den Dorfgemeinschaften gibt es außerdem Friedensgesprächskreise, die dazu beitragen, dass Misstrauen, Hass und latente Spannungen in der Gemeinschaft abgebaut werden und das Zusammengehörigkeitsgefühl stärker wird. So entstanden insgesamt 358 Solidaritätsgruppen, die mit Kleingewerbe- und Kleinkreditmanagement vertraut gemacht wurden. „Wirtschaftliche Aktivitäten werden bewusst und geschickt genutzt, um das friedliche Zusammenleben in Ruanda und Burundi zu ermöglichen“, teilte das Bischöfliche Hilfswerk mit.

Wichtige Impulse zur Versöhnung nicht nur in Ruanda, sondern in ganz Afrika gingen von der am 4. Oktober 2009 in Rom eröffneten Zweiten Bischofssynode für Afrika aus. Die so genannte Afrikasynode stand unter dem Titel „Die Kirche im Dienst der Versöhnung, der Gerechtigkeit und des Friedens.“ Drei Wochen tagte die Afrika-Synode im Vatikan. Fast 250 Teilnehmer, darunter 197 afrikanische Bischöfe, berieten über die Zukunft des Kontinents. Als offizielle Arbeitsgrundlage diente ihnen das „Instrumentum Laboris“, das Papst Benedikt XVI. während seiner ersten Afrikareise am 19. März 2009 in Kamerun der Öffentlichkeit vorgestellt hatte. Während der Reise in das afrikanische Benin im November 2011 veröffentlichte Papst Benedikt XVI. das Nachsynodale Apostolische

Schreiben „Africae munus“. Darin werden die Ergebnisse der Zweiten Sondernversammlung der Bischofssynode für Afrika ausgewertet. Im Mittelpunkt des Dokumentes steht der Dienst der Kirche in Afrika für Versöhnung, Gerechtigkeit und Frieden. Papst Benedikt weist in dem Schreiben wie auch schon mehrmals zuvor auf die vorangegangene Synode zu Afrika hin, die 1995 in dem Schreiben „Ecclesia in Africa“ von Papst Johannes Paul II. mündete. Benedikt XVI. zieht eine Linie von der damaligen Versammlung zu diesem Schreiben, es ginge um die erneuerte Verkündigung auf dem Kontinent, „um ein versöhntes Afrika zu schaffen, durch Wege der Wahrheit und der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens.“

Hat bereits die Afrikasynode dazu beigetragen, die Herausforderungen für die Kirche auf dem Kontinent in Blick zu nehmen, so gibt es neue Hoffungszeichen: Afrika erlebt ein „Jahr der Versöhnung“, beginnend mit dem 29. Juli dieses Jahres bis zum 29. Juli 2016. Das gab Erzbischof Gabriel Justice Yaw Anokye, Erzbischof von Kumasi (Ghana) bekannt, der auch Vizepräsident des Symposiums der Bischofskonferenzen Afrikas und Madagaskars (SECAM) ist. Der Erzbischof nahm an der Tagung „Gerechtigkeit und Frieden im Dienst der Versöhnung und der ganzheitlichen Entwicklung in Afrika“ teil, die in der Hauptstadt Namibias, Windhoek, stattfand, wie die Agentur Fides berichtet. Die Teilnehmer beschlossen, ein „Jahr der Versöhnung“ zu beginnen, in dem sie Justitia-et-Pax-Kommissionen einladen, an den Pastoralprogrammen der Veranstaltung in den verschiedenen afrikanischen Bischofskonferenzen teilzunehmen. Bischof Anokye rief nach Angaben von Fides dazu auf, „keine Angst zu haben, das Böse beim Namen zu nennen oder die Übel der Gesellschaft zu korrigieren, für einen wirklich versöhnten Kontinent“. Indem er die vielen jungen Menschen, die in afrikanischen Konflikten beteiligt sind, betrauerte, bat er die Politiker darum, die Jugend zu mobilisieren, nicht um Krieg zu führen, sondern damit sie Akteure des Friedens und der Entwicklung werden. □

Die Tragödie der Christen im Irak

Ruf der irakischen Bischöfe nach militärischer Hilfe

VON GERHARD ARNOLD

Der Verfasser hat in seinem Beitrag in Heft 4/2014 dieser Zeitschrift¹ die Konfliktlage in Syrien und im Irak bis zum Herbst letzten Jahres verfolgt und insbesondere die Positionen von Bischöfen der Region zu externer Militärintervention und zur Waffenhilfe an die Kurden geschildert, dazu die Positionen kath. und evang. Bischöfe in Deutschland. Er knüpft jetzt an diese Studie an, führt die Konfliktwahrnehmung aus der Sicht der irakischen Bischöfe im Irak fort und erläutert den Wunsch vieler Kirchenmitglieder nach einer eigenen Selbstverwaltungszone in der Ninive-Ebene, verbunden mit der Forderung nach eigenen Selbstverteidigungskräften, also christlichen Milizen. Er geht weiter der Frage nach, wie sich die irakischen Bischöfe im laufenden Jahr 2015 zur Frage ausländischer Militärintervention positionierten und schließt mit einem Überblick über kirchliche Positionen in Deutschland.

Das Wüten und Morden der Terror-Miliz „Islamischer Staat“ geht in Syrien und im Irak unvermindert weiter, auch wenn man nicht mehr von großen Geländegewinnen sprechen kann.

Doch nach wie vor befindet sich die strategisch sehr wichtige Stadt Falludscha rund 50 km westlich von Bagdad seit Januar 2014 in den Händen des IS. Ramadi, die Hauptstadt der Provinz Anbar, die von den Vororten Bagdads nach Westen bis zur syrischen Grenze reicht, wird seit dem 17. Mai 2015 von ihm beherrscht. Tikrit, Heimatstadt von Saddam Hussein, 160 km nördlich von Bagdad, konnte dagegen Mitte März des Jahres von den irakischen Regierungstruppen zurückerobert werden, allerdings nur mit Hilfe schiitischer Milizen, die für ihre Gräueltaten an sunnitischen Irakern berüchtigt sind. In Syrien gelang dem „Islamischen Staat“ am 25. Mai 2015 die Eroberung von Palmyra, das durch sein großes Ausgrabungsgelände mit den kostbaren Überresten römischer Besiedelung weltberühmt ist. Massaker an Menschen verbindet der IS inzwischen mit massiven Zerstörungen von vorislamischen Kulturgütern, um das kulturelle Erbe und Gedächtnis insbesondere der Minderheiten in Syrien und im Irak zu zerstören. Was den Norden des Irak angeht, altes Siedlungsgebiet der Christen, so sind dort

raumgreifende Offensiven der Terror-Miliz vielfach einem Stellungskrieg mit kurdischen Peschmerga-Milizen gewichen, denen es seit Herbst letzten Jahres gelungen ist, tausende von Quadratkilometer verlorenes Terrain zurückzuerobern, z.B. im Bereich des Sindschar-Gebirges, der Heimat vieler Jeziden.

Wenn man jetzt, knapp eineinhalb Jahre nach der Eroberung von Mossul in der Nacht vom 9. zum 10. Juni 2014, an die seinerzeitigen kirchlichen Erklärungen irakischer Würdenträger zurückblickt, so fällt vor allem die Positionsänderung in der Frage der Gewaltlosigkeit auf. Der Gewaltverzicht der Christen im Sinne der Bergpredigt gehörte zu den selbstverständlichen Grundüberzeugungen der Kirchen im Nahen Osten und wurde nach dem zunächst schleichenden Exodus seit 100 Jahren, jetzt einem dramatischen, zur einzig möglichen Lebensform der christlichen Minderheiten, von Ägypten bis in die Südosttürkei. Das gilt für die verschiedenen Kirchengruppen, von römisch-katholisch, Rom-uniiert, über orthodox zu altassyrisch.

Nur außerordentliche, bisherige Diskriminierungserfahrungen weit übertreffende Verfolgungen können den Sinnenwandel von immer mehr irakischen Bischöfen erklären. Die unvorstellbaren Gräueltaten des „Islamischen Staates“ stellen durch seine Massaker und Massenvertreibungen einen einzigartigen Kulturbuch dar. Die Eroberung von Mossul und die Vertreibung und völlige Beraubung der verbliebenen Christen einige Wo-

chen später und der Sturm auf die fast rein christliche Stadt Karakosch mit etwa 50.000 christlichen Einwohnern, 20 km östlich von Mossul, hat ihnen endgültig vor Augen geführt, dass der „Islamische Staat“ die Vernichtung des gesamten Christentums im Irak, aber auch aller anderen nicht-christlichen Minderheiten fest im Auge hat. Die begonnene Ausrottung des rund 1800 Jahre alten Christentums in der Großregion erschien ihnen so ungeheuerlich, dass sie im Spätsommer 2014, ihre Hoffnungen auf die internationale Gemeinschaft richteten, die Vereinten Nationen ins Spiel brachten und Hilfsappelle an sie richteten. Es war in ihren Augen selbstverständlich, dass die internationale Gemeinschaft, die sich unveräußerlichen Menschenrechten verpflichtet weiß und die USA, die 2003 in den Irak einmarschierte und sich als christliches Land bezeichnet, eingreifen müssten.

Ein Beispiel: Am 16.09.2014 forderten einige Patriarchien von Antiochia am UNO-Sitz in Genf die internationale Gemeinschaft und speziell die UNO auf, schnelle Hilfe zu leisten. Dabei wurde auch an eine Schutzzone für die verfolgten Minderheiten in der Ninive-Ebene gedacht.² Der chaldäische Patriarch Louis Raphael Sako I.

¹ Ethische Aspekte „Waffenhilfe im Syrien- und Irakkonflikt“, Positionen der beiden großen Kirchen im Wandel 2012 - 2014, AUFTRAG 4/2014, S. 9-15.

² Sehr instruktiver Gesamtbericht von Oliver Maksan, Genozid an Christen verurteilen, Die Tagespost [Würzburg] vom 20.09.2014. Zur speziellen Position von Patriarch Sako I siehe: Patriarch Sako fordert Befreiung von Mosul und der Ninive-Ebene, Nachrichtenportal kath.net, Katholische Nachrichten vom 20.09.2014.

gehörte zu den ersten Würdenträgern, der bei dem Treffen darüber hinaus ging und als einziger ausdrücklich einen internationalen militärischen Einsatz im Nordirak forderte,³ so auch bereits fünf Tage zuvor gegenüber Radio Vatican.⁴ Im gleichen Sinne votierte der syrisch-orthodoxe Erzbischof von Mossul, Mor Nikodemus Daoud, bei seinem Besuch in Hamburg am 15.09.2014.⁵ Beim chaldäisch-katholischen Erzbischof von Erbil, Bas-har Warda, kann man die zögerliche Öffnung für die militärische Option beobachten. Auf dem Kongress der CDU/CSU-Bundestagsfraktion über Christenverfolgung am 15. September 2014 in Berlin appellierte er in leidenschaftlichen Worten an seine Zuhörer, unverzügliche humanitäre Hilfe an die verfolgten Menschen in Nordirak zu leisten, weil der Winter bevorstehe und mitzuhelfen, dass die Christen im Irak bleiben können. Überdies sollten sie in der christlichen Auferstehungs-Hoffnung ihnen zur Seite zu stehen. In seinem Referat machte er nicht die geringste Andeutung, dass er auf internationale, oder gar militärische Hilfe hoffe.⁶ Erst in der Diskussion sagte er gegen Ende, „eine Schutzzone sei absolut sinnvoll, ... allerdings müsse für dauerhafte Sicherheit auch nach einem Abzug von Friedenstruppen gesorgt werden. Nur ein echter Wiederversöhnungsprozess könne hier helfen.“⁷

3 Irakischer Patriarch: Bodentruppen statt Luftangriffen, epd-Basisdienst vom 17.09.2014.

4 Homepage von Radio Vatican vom 11.09.2014: Irak: Patriarch sieht internationalen Eingriff als Lösung. Darin: „Man braucht einen internationalen militärischen Eingriff. Die irakische Regierung ist dazu nicht in der Lage“.

5 Auf einer Veranstaltung der Katholischen Akademie Hamburg sagte er, die IS-Terroristen verstünden keine andere Sprache als die der Gewalt (Erzbischof von Mossul fordert Hilfe für Christen und Jesiden, KNA vom 16.09.2014).

6 Der Verf. hat seine Ansprache genau nachverfolgt. Quelle: Video-Aufzeichnung der Tagung auf der Homepage der CDU/CSU-Bundestagsfraktion. Ein Bericht über die gesamte Tagung z.B.: Irakischer Erzbischof: „Wir haben Angst!“, Homepage des pro-Medienmagazins vom 15.09.2014.

7 Menschenrecht Religionsfreiheit - Wie schützen wir verfolgte Christen?

Die kirchlichen Würdenträger im Irak, die sich nach und nach dem Wunsch nach einem internationalen Militäreinsatz in der Ninive-Ebene anschlossen, hielten insofern an der christlichen Grundüberzeugung der Gewaltfreiheit fest, als sie nicht selber an eine Gewaltausübung dachten, sondern diese in die Hände der Völkergemeinschaft legten. Sie waren überzeugt, dass diese das Recht der ältesten christlichen Gemeinschaften auf der Welt im Nahen Osten, schützen würden. Zunächst dachten sie an wirksame politische Initiativen, die sich an die Adresse derer richten sollten, die den IS vielfältig unterstützen. Falls dies nicht greife, dann bliebe als letzte Wahl nur die Entsendung internationaler Friedenstruppen.

Die schlimme Lage der christlichen Flüchtlinge im Nordirak hat die Hinwendung zur militärischen Option beschleunigt, ihre plötzliche bittere Armut und deshalb immer stärkere Auswanderung in Nachbarstaaten, bzw. nach Europa und in die USA. Den Bischöfen stand das Ende des Christentums in ihrer ältesten Heimat vor Augen.

Mit dieser Sicht der Dinge sagte Erzbischof Warda von Erbil Ende Januar 2015: „Verzeihung, wenn ich das als Bischof sage, aber ohne militärische Gewalt sehe ich beim Islamischen Staat, den wir hier Daish nennen, keinen Willen, sich zurückzuziehen. Von denen wird niemand sagen, Entschuldigung, war ja nicht so gemeint, ihr Christen könnt ruhig zurückkommen.“ Als Mann der Kirche sollte man ein Mann des Friedens sein und militärische Gewalt wohl nicht gutheißen. Aber im Irak ist Nächstenliebe rar geworden und die Zukunft der christlichen Gemeinde ist höchst ungewiss. Mehr als 120.000 Christen sind im Nordirak auf der Flucht. ... „Nun haben die Christen die Hoffnung verloren, dass der Irak eine Zukunft hat. Wir versuchen, die Menschen zum Bleiben zu überreden, aber es gibt keine Garantie, dass alles wieder gut wird“, sagte er.⁸

Kongress der CDU/CSU-Fraktion im Deutschen Bundestag, Bericht vom 12.11.2014, Homepage des Zentralrats orientalischer Christen in Deutschland.

8 Thomas Seifert, Die letzten Christen des Irak, Wiener Zeitung vom 26.01.2015.

Man darf sich nicht wundern, dass die extreme Verfolgungssituation und die Massenauswanderung christlicher Familien zu unterschiedlichen Einschätzungen der Bischöfe geführt hat, ob das Christentum in Nordirak noch eine Zukunft habe. Sehr pessimistisch äußerte sich der syrisch-orthodoxe Bischof Mousa Timotheus al-Shamani bei seinem Besuch in Augsburg Anfang Februar 2015: „Der Bischof aus dem Kloster Mar Mattar bei Mossul hat vielmehr den Glauben daran verloren, dass ein Ende der über 2000 Jahre währenden christlichen Siedlungsgeschichte im Irak noch zu verhindern ist. „No hope, no future“, sagt Timotheus al-Shamani. ... Über die Einrichtung einer internationalen Schutzzone für Christen im Ninive-Tal wird immer mal wieder diskutiert. Geschehen ist jedoch nichts. Jetzt dürfte es zu spät sein. ...

Der Bischof hält es ebenfalls für fast undenkbar, dass Christen und Moslems im Nordirak eines Tages wieder Tür an Tür wohnen. Die Verbitterung, dass die meisten Moslems ihren christlichen Nachbarn nicht geholfen haben, ist einfach zu groß.“⁹

Am 07.02.2015 forderte zum ersten Mal eine Bischofsvollversammlung im Irak geschlossen militärische Zwangsmaßnahmen gegen den IS. Das geschah auf der außerordentlichen Synode der chaldäisch-katholischen Kirche.¹⁰ Zwei Tage später sagte Erzbischof Warda vor Mitgliedern des britischen Ober- und Unterhauses in London: „Als Katholik finde ich es hart, das zu sagen, aber ich möchte eine militärische Aktion; es gibt jetzt keinen anderen Weg.“ ... Es sei ein „schlagkräftiges“ Eingreifen nötig, um die IS-Milizen aus den Dörfern zu vertreiben, so der Erzbischof.“¹¹

Die vielen Auslandsreisen irakischer Bischöfe, Erzbischöfe und Patriarchen seit Herbst 2014, ihre Gespräche mit Parlamentariern, Regierungsvertretern und ökumenischen Partnern zeitigten gewisse Erfolge.

9 Simon Kaminski, Ein Bischof bezweifelt, dass die Bedrohung der Christen im Irak einmal enden wird, Augsburger Allgemeine online vom 03.02.2015.

10 Chaldäische Bischöfe fordern gemeinsames Vorgehen gegen Dschihadisten, Fidesdienst [Rom] vom 09.02.2015.

11 Erzbischof von Erbil bittet Briten um Bodentruppen, KNA vom 11.02.2015.

Das Europäische Parlament verabschiedete am 12.03.2015 eine ausführliche Resolution, in der sie sich mit der Situation der Christen im Mittleren Osten befasste, speziell in Syrien und im Irak.¹² Darin fordert es unter Punkt 5, „dass es wichtig ist, einen sicheren Zufluchtsort für Chaldäer/Assyrer/Syrer und andere gefährdete Gruppen in der irakischen Ninive-Ebene zu schaffen, einem Gebiet, in dem in der Vergangenheit zahlreiche ethnische und religiöse Minderheiten stets stark vertreten waren und friedlich zusammengelebt haben“.

Auf Betreiben Frankreichs befasste sich am 27.03.2015 der Welt sicherheitsrat der Vereinten Nationen erstmals mit der Christenverfolgung im Nahen Osten. Der angesehenste kirchliche Repräsentant im Irak, Patriarch Raphael Sako, sowie ein Vertreter Roms berichteten persönlich in New York. „Der Patriarch setzte sich in seiner Rede besonders für die Befreiung der Stadt Mossul und von Dörfern in der Ebene von Ninive ein, die zurzeit unter der Kontrolle der IS-Extremisten stehen. Die irakische Regierung habe nach der Befreiung der besetzten Gebiete die moralische Verantwortung, ‚die Menschen für die entstandenen Schäden zu kompensieren‘. Die Entwicklungen der vergangenen Jahre hätten den Boden für die Verfolgung der Minderheiten im Irak bereitet.“¹³ Bitter kommentierte Giuseppe Nardi das Ergebnis der Anhörung. Die Beratungen über Gegenmaßnahmen „sollen erst in drei Monaten aufgenommen und der Aktionsplan frühestens in sechs Monaten fertiggestellt sein. Jenseits vieler schöner Worte bleibt also alles beim Alten. Verfolgte Christen sind für die Vereinten Nationen, trotz ihres hohen Anspruches, weiterhin kein wirkliches Thema. Das ist die Quintessenz

der Sicherheitsratssitzung vom vergangenen Freitag, 27. März 2015.“¹⁴

Erzbischof Mouche und die Selbstbewaffnung der Christen

Abschließend soll die Position des syrisch-katholischen Erzbischofs von Mossul, Yoanna Petrus Mouche, kurz beschrieben werden. Im April 2015 sah er für die irakischen Christen nur noch eine Überlebensmöglichkeit in einer dauerhaften Schutzzone in der Ninive-Ebene. Von einer Rückkehr in die alten Wohngebiete, z.B. nach Bagdad, ein christliches Zentrum bis 2005, ist auch bei ihm nicht mehr die Rede. „Erzbischof Mouche appelliert an die Weltmächte. Sie seien mitverantwortlich für das Schicksal seines Volkes. Insbesondere die Amerikaner ruft er auf, ein Machtwort zu sprechen und sich zu entscheiden: ‚Die Amerikaner erinnere ich daran, dass das Schicksal unserer Orte und unserer christlichen Gemeinden in ihren Händen liegt. Sie sollten uns bitte ehrlich sagen, ob sie wollen, dass wir in unseren Orten wohlbehalten [erg. leben] können, oder ob sie sich lieber an unserer Vertreibung beteiligen wollen.“¹⁵ Der Erzbischof sah also eine Entscheidungssituation gekommen, weil die derzeitige Notlage nicht länger tragbar sei, wie er unter Hinweis auf das Schicksal der christlichen Stadt Karakosch, aus der er selber vertrieben worden ist, sagte. „Ich bitte darum und verlange von den Weltmächten, ... schnellstmöglich unsere Orte zu befreien und uns Sicherheit zu gewährleisten.“

In seinem ausführlichen Interview mit der FAZ vom 09.07.2015¹⁶ wurde er noch deutlicher und formulierte eine Position, der sich bis heute

kein anderer irakischer Bischof angeschlossen hat.¹⁷

Falls internationale Militärhilfe ausbleibe, sehe er keine andere Lösung mehr, als mit all seinen Kirchenmitgliedern, damals noch ungefähr 50.000 syrisch-katholische Christen, ins Ausland zu gehen, also ein komplettes Resettlement einer der ältesten Kirchen im Nahen Osten.¹⁸ In anderer Hinsicht überschritt er ebenfalls eine Grenze. Seine Forderung nach militärischer Intervention der Weltmächte verband er mit einer weiteren Überlegung: „Zudem wünsche ich mir eine Bewaffnung unseres Volkes - nur zur Selbstverteidigung. Wir wollen keinen Krieg führen, wir sind ein friedliches Volk. Aber eine schwache Staatsmacht und instabile Verhältnisse haben den IS erst ermöglicht. Sollte uns jemand nach unserer Rückkehr angreifen, wollen wir unser Hab und Gut selbst verteidigen und unser Schicksal nicht mehr in die Hände anderer legen. Niemand von uns möchte aber Unruhe stiften oder in einen Krieg ziehen.“

Damit hat erstmals ein Bischof im Nahen Osten den in Stein gemeißelten Grundsatz des christlichen Gewaltverzichts ganz abgestreift. Er hat damit eine Position übernommen, die seit zehn Jahren im Irak unter den politischen Gruppen der Assyrochaldäer längst intensiv diskutiert und vor seinen eigenen Augen in der Stadt Karakosch durch das Wirken einer assyrochaldäischen Stadtmiliz, zusammen mit kurdischen Kämpfern, längst Praxis gewesen ist. So, wie sich Bischof Mouche die Selbstbewaffnung seines Volkes vorstellt, denkt er an eine rein defensive militärische Ausrüstung, die aber über ein rein polizeiliches Dispositiv hinausgehen muss, aber nicht an eine Befähigung zu raumgreifenden militärischen Offensiven heranreicht, ein Mittelding also. Vermutlich hat er die kurdischen Peschmergas vor Augen.

12 Entschließung des Europäischen Parlaments zu insbesondere gegen Assyrier gerichteten Angriffen und Entführungen durch Da'isch in jüngster Zeit im Nahen Osten ((2015/2599(RSP)), deutsche Übersetzung, abrufbar von der Homepage des Europäischen Parlaments.

13 UNO: Patriarch fordert Hilfe für verfolgte Christen, redaktioneller Beitrag, Homepage des Österreichischen Rundfunks und Fernsehens vom 28.03.2015.

14 Giuseppe Nardi, Weltsicherheitsrat hört verfolgte Christen an, handelt aber nicht, Homepage Katholisches Info vom 30.03.2015.

15 Fouad El-Auwad, Situation der Christen im Irak: „Wir brauchen ein Gebiet, in dem wir sicher sind“, Homepage des Deutschlandfunks vom 20.04.2015. Die Zitate im Text aus diesem Beitrag.

16 Vorwurf gegen den Westen: Morgen wird der IS auch bei euch sein, Interview von Fouad El-Auwad mit Erzbischof Yohanna Petros Mouche, FAZ online vom 09.07.2015. Die folgenden Zitate im Text aus diesem Artikel.

17 Das ergab eine umfangreiche Medienauswertung zum Thema.

18 „Wenn die Orte, in denen mein Volk seit Anfang der Geschichte über Generationen gelebt hat, nicht befreit werden und die Menschen dorthin nicht zurückkehren können, dann will auch ich nicht mehr in diesem Gebiet bleiben. Lieber wandere ich ganz aus dem Irak aus und lebe mit meinem Volk irgendwo anders.“ AaO, Anm. 16

Dennoch darf im Rückblick neben der sehr pessimistischen Lagebeurteilung und den verzweifelten Bitten von Erzbischof Mouche um Militärhilfe nicht vergessen werden, dass andere Bischöfe trotz aller Verfolgung an ihrer Hoffnung auf eine gute Zukunft des Irak festhalten und für eine gesamtgesellschaftliche Versöhnung ihres Landes bitten und beten.

Selbstverteidigung und Selbstverwaltung in der Ninive-Ebene

Die Forderung nach einer Schutzzone für Christen in der Ninive-Ebene wurde seit August 2014 von christlichen Laien im Nordirak mit Nachdruck erhoben und dann von immer mehr Bischöfen übernommen, sie hat aber einen längeren politischen Vorlauf, der in die Jahre seit 2003 nach dem Zusammenbruch des Saddam-Regimes zurückreicht. Es handelt sich um einen eigenständigen Strang politischer Willensbekundung von christlichen Bewohnern und einzelnen Priestern, mit dem die Bischöfe aber nichts zu tun haben wollten.

Nach 2003 verschlechterte sich die Sicherheitslage im Irak und besonders für die Christen in Bagdad und im nördlichen Irak. Hinzu kamen ständige Konflikte der christlichen, chaldoassyrischen Urbevölkerung mit Kurden um Land in der Ninive-Ebene. Sie sahen, wie die sehr effektive kurdische Selbstverwaltung in den drei Nordostprovinzen des Irak mit ihren Milizen für Sicherheit sorgte. Das schuf bei den politischen Gruppierungen der Christen den Wunsch nach einer regionalen Selbstverwaltung in der Ninive-Ebene und eigener Polizei. Die wachsenden Auslandsgemeinden der Chaldoassyrer in den USA und in Europa mit ihrer hervorragenden Vernetzung und mit glänzender politischer Lobbyarbeit in verschiedenen Ländern unterstützten die Selbstverwaltungspläne mit Nachdruck. Daran erwuchs z.B. der aufwändige und hervorragend ausgearbeitete Niniveh Plains Need Assessment Report vom April 2005.¹⁹ Darin wird detailliert

ausgeführt, wie die stark von der Zentralregierung vernachlässigte Region der christlichen und anderen Minderheiten (Jesiden, Schabaks, Turkmenen usw.) in der Ninive-Ebene wirtschaftlich, bildungsmäßig usw. aufgebaut werden sollte. Damit solle nicht nur die Abwanderung ins Ausland gestoppt werden. Eine umfassende Entwicklungsarbeit würde vielmehr „sustain the presence of a group that holds the key to genuine ethnic and religious tolerance and pluralism – a vital component to any effort to make Iraq’s democratic transition sustainable.“²⁰ Das sind starke Worte: Ohne die Christen ist keine gesellschaftliche Entwicklung im Irak hin zur Demokratie möglich. Unter Punkt 8 der Studie, „Safety and Security“, werden die zehn Städte mit christlicher Mehrheit aufgelistet. Für sie gilt: „The main towns that require local police forces not staffed by Peshmerga but instead by qualified persons from the community“.²¹ Also eine eigene Polizei, die nicht von den kurdischen Peschmergas gestellt wird, weil diese kein ausreichendes Vertrauen – wir sind im Jahr 2005 – genießt. Karakosch und Bartilla sind zwei der zehn Städte. Drei Jahre später, 2008, verfügten beide über eigene christliche Sicherheitskräfte. Peter Kenyon berichtete über deren effektive Arbeit, die die Sicherheit der Christen jetzt anders als früher sehr gut garantiere.²² In Karakosch wurde von Father Behnam Geggi das Qaraqosh Protection Committee gegründet, Folge der Terroranschläge gegen Christen seit 2004. Auch in der kleineren Stadt Bartilla herrsche Ruhe: „Father Daoud Suleiman of Bartulla Village says that without the Christian militias, Bartulla and other villages would be in much worse shape than they are now.“ Die Zusammenarbeit mit den kurdischen Kräften wird als gut geschildert, Fol-

ge des Zusammenrückens angesichts der gewachsenen terroristischen Bedrohung. Kathrin Kuntz berichtete im Juni 2014 nach dem Besuch von Karakosch über die stattliche christliche Miliz: „Über die Jahre besorgten sie sich Waffen, Uniformen und trainierten. In diesen Tagen, viele Jahre später, standen die 1000 christlichen Kämpfer von Karakosch schon vor der Stadt, als die Peschmerga kamen. Die städtische Schutztruppe ist der wichtigste Arbeitgeber hier. Jetzt müssen die Männer verhindern, dass ISIS ihre Kirchen niederbrennt, ihre Frauen vergewaltigt, ihre Kinder erschießt.“²³ Vor diesem Szenario sollte sie sechs Wochen später nur die Flucht bewahren.

Mitte August 2014, nach der Eroberung von Mossul durch den IS, wurde die assyrische Miliz Dwekh Nawsha gegründet. Sie rekrutiert sich aus einheimischen Kämpfern, aber auch internationalen Unterstützern, die für einige Wochen in die Ninive-Ebene kommen und mit wenigen Waffen die Kurden in ihren vorgeschobenen Verteidigungsstellungen verstärken. Die Rekrutierung über Facebook und Internet ist Standardmethode. Aber sehr knappe finanzielle Ressourcen beschränken Aufwuchs, Ausrüstung und damit Aktionsfähigkeit.²⁴ Sargon, ein christlicher Kämpfer dieser Miliz, offenbarte einem Journalisten seine inneren Konflikte: „Bisher habe ich niemanden erschossen. Ich hoffe, dass ich auch in Zukunft nicht töten muss, denn ich bin sehr religiös. Manchmal wünsche ich mir, dass das Ganze nur ein schlechter Traum ist“.

Was sagten die Bischöfe zu diesem ständigen Aufwuchs verschiedener christlicher Selbstverteidigungs-kräfte? Die wenigen, die sich öffentlich positioniert haben, waren klar dagegen. So äußerte sich Erzbischof Emil Shimoun Nona von Mossul bei seinem Besuch bei der Deutschen

Chicago.

20 Zitat auf S. 8 des Reports.

21 Zitat auf S. 26 des Reports.

22 Peter Kenyon, Christian Security Forces Growing Stronger In Iraq, Homepage von National Public Radio, Beitrag vom 06.10.2008. National Public Radio ist ein landesweit tätiger Nachrichtensender in den USA, mit umfänglichem Textangebot auf seiner Internetpräsenz (www.npr.org). – Das folgende Zitat im Text aus diesem Beitrag.

23 Kathrin Kuntz, Glaubenskrieg: Gott, steh uns bei, SPIEGEL 26/2014 (23.06.2014). Informativ ist auch der Beitrag von Markus Bickel nach seinem Karakosch-Besuch: Nach Vorstoß der Extremisten: Die Angst der Christen im Irak, FAZ.net vom 07.07.2014.

24 Siehe dazu Benjamin Hiller, Assyrer: „Unser Tag wird kommen“, Wiener Zeitung online vom 26.05.2015. Das folgende Zitat aus diesem Beitrag.

Bischofskonferenz Ende September 2014 skeptisch „über Forderungen, die christliche Minderheit solle sich selbst bewaffnen und nach libanesischem Vorbild Selbstverteidigungskomitees gründen. ... „Wenn es weder der irakischen Armee noch dem kurdischen Militär gelingt, etwas gegen IS auszurichten - wie kann es einigen jungen Leuten gelingen?“, fragte der Erzbischof. ... „Christliche Milizen einzurichten wäre Selbstmord.“²⁵ Im Fortgang seiner Äußerungen akzeptierte er aber bewaffneten christlichen Schutz von kirchlichen Einrichtungen. Damit liegt er auf der Linie von Erzbischof Mouche, der seit Jahren in Karakosch residierte und seine Hauptkirche sicher nicht gegen seinen Willen von der Stadtmiliz hat bewachen lassen.²⁶ In Deutschland verteidigte Dr. Raid Gharib, der Diözesanratsvorsitzende der Syrisch-Orthodoxen Erzdiözese Deutschland, die christlichen Milizen.²⁷

Auch in einer weiteren politischen Frage dachten die irakischen Bischöfe anders als chaldoassyrischen Gruppierungen. Gemeint ist die Ninive-Ebene als Selbstverwaltungszone für die Christen, evtl. unter Einschluss anderer Minderheiten. Das kurdische Autonomiegebiet lieferte auch hier das Vorbild. Doch unter den Gruppierungen gingen die Meinungen auseinander, wie sie größere Sicherheit und größere politische Selbständigkeit im Irak miteinander verbinden könnten. Eine eigene und neu zu schaffende chaldoassyrische Provinz oder eine Eingliederung in ein erweitertes kurdisches Selbstverwaltungsgebiet mit

einer gewissen Autonomie innerhalb ihrer Grenzen?²⁸ Die assyrisch-demokratische Bewegung (ADO), Ende der 70er Jahre zu Beginn der Saddam-Gewaltherrschaft gegründet, lehnte christliche Autonomie in der Ninive-Ebene ab. Das sei nicht praktikabel. Wichtig sei dagegen die Stärkung der Bürgerrechte aller innerhalb des Gesamtiraks. Das ist auch die Position von irakischen Bischöfen gewesen, die vor einer weiteren ethnischen oder religiösen Aufteilung des Irak warnen. Bashar Warda, der spätere chaldäisch-katholische Erzbischof von Erbil, meinte 2010: „Wenn wir ein eigenes Gebiet forderten, dann hieße das, bei der Politisierung von Religion mitzumachen. Das aber stellt im Moment das eigentliche Problem in unserem Land dar. Ein autonomes christliches Gebiet im Irak zu fordern, machte alles nur noch schlimmer!“ Der chaldäische Erzbischof von Kirkuk Yousif Thoma Mirkis OP hielt dieses Anliegen im November letzten Jahres für „unrealistisch und wenig intelligent“.²⁹

Die extreme Verfolgungssituation der Christen seit Sommer 2014 hat die politische Frage einer regionalen chaldoassyrischen Autonomie in der Ninive-Ebene weithin verblasen lassen, obwohl im Januar 2014 die Zentralregierung erste Vorbereitungen begonnen hat, sie aufzubauen.³⁰ Die Bischöfe und Kirchenmitglieder konzentrierten sich zunehmend auf die viel elementarere Frage einer bloßen Schutzzone, worüber eingangs ausführlich berichtet wurde.

Ratlosigkeit bei beiden großen Kirchen in Deutschland 2015

28 Gute Darstellung der innerchristlichen Zerrissenheit durch Mona Naggar, Umstrittene Unabhängigkeits-Konzepte, Iraks Christen wollen mehr Autonomie, Homepage des Deutschlandfunks vom 10.07.2010. Das folgende Zitat im Text aus diesem Beitrag.

29 Erzbischof von Kirkuk hält christliche Enklave in der Ninive-Ebene für unrealistisch, Fidesdienst [Rom] vom 27.11.2014. Das Zitat aus diesem Beitrag.

30 Siehe dazu z.B. Neue Hoffnung mit der Ninive-Ebene: Wird eine Provinz für Assyryer ihren Exodus aus dem Irak stoppen?, Bericht der Nachrichtenagentur AINA, Abdruck am 23.01.2014 auf der Homepage von bethnairin.de.

Im letzten Jahr 2014 haben sich seit dem Sommer viele hochrangige Repräsentanten beider großer Kirchen in nicht mehr überschaubarer Fülle zu den dramatischen Vorgängen im Nordirak geäußert. Intensiv wurde dabei zur hiesigen politischen Diskussion über Waffenlieferungen an die kurdischen Peschmerga-Kämpfer Stellung bezogen.³¹

Im laufenden Jahr 2015 dagegen ist die Zahl der kirchlichen Stellungnahmen zum Thema so stark zurückgegangen, dass sie leicht überschaubar sind. Diese Feststellung gilt auch für Presseerklärungen von Caritas International und Diakonie Katastrophenhilfe. Das mag mit der abgeflauten Medienberichterstattung und mit neuen Themen zusammenhängen, die Öffentlichkeit und Politik stark in Beschlag genommen haben, das Griechenland-Debakel und die Flüchtlingstragödie im südlichen Mittelmeer. Demgemäß wandte sich auch der Blick der beiden Kirchen dieser Massenflucht von Afrikanern, aber auch Syrern übers Meer Richtung Italien zu und führte zu vielen kirchlichen Stellungnahmen und Aktivitäten.

Es gibt aber noch weitere und gewichtigere Gründe für die große kirchliche Zurückhaltung zur Lage im Nordirak. Anfängliche Hoffnungen kirchlicher Kreise, insbesondere beim EKD-Ratsvorsitzenden Bedford-Strohm, die Vereinten Nationen würden ihrer Verantwortung gerecht werden und wirksame Maßnahmen gegen den „Islamischen Staat“, seine Unterstützer usw. beschließen, erwiesen sich schnell als illusorisch, insbesondere was einen möglichen internationalen Militäreinsatz im Nordirak angeht. Die Deutsche Bischofskonferenz sah diese Erwartungen ohnehin von Anfang an mit Skepsis.

Es sind die irakischen Bischöfe, die im laufenden Jahr ihren kirchlichen Partnern in Deutschland großes Kopfzerbrechen bereiten. Die dramatische Konfliktlage im Nordirak hat zu widersprüchlichen Lagebeurteilungen und politischen Wünschen in ihren öffentlichen Äußerungen geführt. Wie soll der Wunsch nach schneller internationaler Militärintervention

31 Siehe dazu den Beitrag des Verf.s in Heft 4-2014 dieser Zeitschrift.

25 Regina Einig, „Christliche Milizen einzurichten wäre Selbstmord“, Die Tagespost [Würzburg] vom 25.09.2014.

26 Siehe dazu den Beitrag von Markus Bickel (Anm. 23), in dem auch Bischof Mouche ausführlich zu Wort kommt.

27 „Wir unterstützen jede Aktivität der Christen, die darauf zielt, die Minderheiten im Irak zu beschützen. Wir fordern niemanden auf, zu den Waffen zu greifen, und wir lehnen Gewalt generell als Mittel der Politik ab. Wenn sich die Christen aber verteidigen wollen – und nur darum geht es – sehe ich es als unsere Pflicht als Christen, ihnen beizustehen.“ (Die syrisch-orthodoxe Kirche fordert UN-Schutzzone in der Ninive-Ebene: „Keiner soll sagen, dass er es nicht gewusst habe“, Interview mit Raid Gharib, Homepage von Domradio [Köln] vom 13.03.2015)

tervention unterstützt werden, wenn längst klar ist, dass kein westliches Militärbündnis schon allein mangels Ressourcen einen solchen Einsatz durchführen könnte? In der Frage der christlichen Milizen gibt es Dissens unter den Bischöfen vor Ort, ebenso in der Frage der US-geführten Luftangriffe gegen den IS. Sollen die christlichen Familien im Nordirak weiter zum Bleiben aufgefordert werden oder ist schon der bittere Zeitpunkt zur Einsicht gekommen, dass es für sie in ihrer Urheimat, der Wiege des Christentums im Nahen Osten, keine Zukunft mehr gibt?

Wie sollen die Partnerkirchen in Deutschland darauf reagieren? Es war 2013 noch selbstverständlich, dass die beiden großen Kirchen in Deutschland die nach außen klare und einheitliche Meinung der syrischen Bischöfe an die Bundesregierung gemeinsam herangetragen haben: „Wir wollen keinen US-geführten Militäreinsatz in Syrien!“ Aber jetzt?

Große Ratlosigkeit entstand in Deutschland und demzufolge große Zurückhaltung bei eigenen öffentlichen Äußerungen. Selbstverständlich beobachten die zuständigen kirchlichen Stellen, DBK, Justitia et Pax, Militärseelsorge und auf evangelischer Seite die EKD mit ihren Gliederungen, sowie einzelne Landeskirchen, die mit der Irakhilfe besonders verbunden sind, die Lageentwicklung mit großer Aufmerksamkeit und innerer Anteilnahme. Ständige telefonische Kontakte und persönliche Begegnungen mit den nächstliegenden kirchlichen Würdenträgern, wenn sie Europa bereisen, was häufig geschieht, sind ebenfalls selbstverständlich, aber natürlich nur gelegentlich Anlass für Presseerklärungen. Dabei muss mit Nachdruck betont werden, dass der kirchliche Tätigkeitsschwerpunkt in der Region seit Jahren in umfangreicher humanitärer Hilfe besteht, die von einer Vielzahl kirchlich verbundenen Hilfsorganisationen geleistet und wofür in Deutschland beständig um Spenden geworben wird.

Einige Beispiele sollen das zurückhaltende öffentliche Reden kirchenleitender Gremien und Persönlichkeiten in Deutschland zeigen.

Zurückhaltende kirchliche Äußerungen der katholischen Kirche

Kardinal Reinhard Marx, der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, äußerte sich am 20.02.2015 im Gespräch mit dem NDR und bekannte offen seine Ratlosigkeit:³² „Ich kann nicht erkennen, wie man endgültig dafür sorgen kann, dass dieser IS, dieser Islamische Staat, von der Bildfläche verschwindet. Das wird eine lange, lange Auseinandersetzung. Eine Erfahrung haben wir natürlich gemacht im Mittleren und Nahen Osten: Je mehr Gewalt wir hineinpumpen, je mehr Waffen wir hineingeben, umso schlimmer wird es. Es ist ja nicht besser geworden durch all die Kriege. Also, ich muss zugeben, dass hier auch bei mir eine gewisse Ratlosigkeit da ist. Wir müssen helfen, wir müssen einen Aggressor stoppen, wir müssen den Flüchtlingen beistehen. Wir müssen stabile politische Verhältnisse zusammen mit den arabischen, mit den muslimischen Ländern finden, die in besonderer Weise herausgefordert sind, tätig zu werden, gemeinsam zu handeln. Das möchte ich schon erbitten von den muslimisch geprägten arabischen Ländern, dass sie hier gemeinsam handeln und gegen diesen Aggressor vorgehen.“

Marx schrieb in seinem Bericht für die Abschlusspressekonferenz auf der Frühjahrsvollversammlung der katholischen Bischöfe am 26.02.2015 in Hildesheim zum Thema:³³ „In Syrien und im Irak hat es in den zurückliegenden Monaten gewisse Fortschritte im militärischen Kampf gegen den „Islamischen Staat“ gegeben. Die Rückeroberung der von den Dschihadisten eroberten Gebiete liegt aber noch in beträchtlicher Ferne. An die internationale Staatengemeinschaft und auch die Bundesregierung rich-

tet sich deshalb unsere Aufforderung, in der Auseinandersetzung mit den Terroristen nicht nachzulassen. Der „Islamische Staat“ muss aufgehalten werden. Zugleich ist es unerlässlich, den unzähligen Opfern des terroristischen Vormarschs, vor allem den Flüchtlingen, humanitär beizustehen. Die Kirche wird auch weiterhin ihren Beitrag dazu leisten.“ Das ist wenig konkret. Sehr klar waren dagegen die Ausführungen von Erzbischof Ludwig Schick „bei einem Pressegespräch in Hildesheim über den Beitrag der Kirche in Deutschland zur internationalen Hilfe für die Flüchtlinge im Nahen Osten.“³⁴

Evangelische Stellungnahmen wenig überzeugend

Auch auf evangelischer Seite zeigen die öffentlichen Stellungnahmen Ratlosigkeit. Der EKD-Ratsvorsitzende Bedford-Strohm hat im SPIEGEL-Interview vom 22.03.2015 seine Haltung zur Frage militärischer Gewalt und speziell zu möglichen Waffenlieferungen an die kurdischen Peschmergas vom Vorjahr verteidigt: „Ich habe zunächst einmal eine Unoschutztruppe für den Nordirak gefordert, damit die Gewalt gestoppt wird. Darum hatten mich die Menschen dort händeringend gebeten. Solange aber die Vereinten Nationen ihre Schutzrolle nicht übernehmen, mussten wohl Waffen an die kurdischen Peschmerga geliefert werden - denn deren Kämpfer waren die einzigen, die verhindert haben, dass christliche Dörfer komplett vom IS überrollt wurden. ... Man sollte sich nie der Illusion hingeben, dass Militäreinsätze Probleme dauerhaft lösen könnten. Aber Menschen unmittelbar vor Mord und unfassbarer Brutalität zu schützen, ist in dieser Situation nicht anders möglich.“³⁵

In seinen bisher letzten Interview-Äußerungen zum Thema³⁶ am

32 NDR Kultur: Kardinal Marx verteidigt Kirchenasyl gegen Angriffe aus der Politik, Pressemeldung des NDR vom 20.02.2015. Vollständige Transkription des Gesprächs auf der Homepage des Senders veröffentlicht. Das Zitat im Text aus diesem Beitrag.

33 Abschlusspressekonferenz der Frühjahrsvollversammlung 2015 der Deutschen Bischofskonferenz in Hildesheim, Pressebericht des Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz, Reinhard Kardinal Marx, Pressemeldung Nr. 034 vom 26.02.2015.

34 Katholischer Preis gegen Fremdenfeindlichkeit und Rassismus, Pressemeldung Nr. 032 der Deutschen Bischofskonferenz vom 25.02.2015. Das Zitat im Text aus dieser Meldung.

35 EKD-Chef Bedford-Strohm: „Angst zu verbreiten wäre ein Triumph für Terroristen“, Interview von Annette Langer, SPIEGEL online vom 22.03.2015.

36 Beobachtungsstand ist Anf. September 2015.

01.08.2015 zeigte Bedford-Strohm eine auffallende Selbstbeschränkung, was Direktheit und Möglichkeit kirchlichen Redens angeht.³⁷ Gefragt, ob Friedensethik heute komplizierter geworden ist, sagte er: „Wenn wir in gewissen Situationen auf Gewalt verzichten, bezahlen Menschen mit ihrem Leben dafür, weil sie Mördern ohne wirksamen Schutz ausgeliefert sind. Kann man etwa die Christen im Nordirak nur durch gewaltfreie Mittel schützen, oder sind dafür UN-Soldaten, Waffen und eine Schutzzone nötig?“ Er referierte nur seine alte Position weiter, ohne die Aussichtslosigkeit der militärischen Karte ins Auge zu fassen. Erstaunliche Ratlosigkeit zeigte auch der ansonsten sehr wortgewandte frühere EKD-Ratsvorsitzende Wolfgang Huber im ZEIT-Interview am 11.06.2015.³⁸ Angesprochen auf die gemeinsame Position der evangelischen und katholischen Kirche zum bewaffneten Schutz für irakische Christen vor dem IS sagte er: „Wir waren uns so einig wie selten. Aber auch die Medien könnten beim Thema Schutztruppe beharrlicher sein. Da vollzieht sich eine humanitäre Tragödie. Und wir tun nichts. ... Wohl auch aus einem Inselbewusstsein heraus.“ Von einem Nichtstun deutscher oder europäischer Politik kann aber angesichts massiver humanitärer Hilfe vor Ort und der großzügigen Aufnahme von bisher in Europa nicht gekannten Flüchtlingsströmen nicht die Rede sein.

Gemeinsame evangelische-katholische Stellungnahme am 6. Mai 2015

Die beiden obersten deutschen Kirchenrepräsentanten, Marx und Bedford-Strohm, nahmen das Ende des 2. Weltkriegs vor 70 Jahren am 8. Mai 1945 zum Anlass einer gemeinsamen Erklärung, auch mit Hinweisen

zu Flucht und Vertreibung im Nahen Osten:³⁹

„Der Blick auf das Kriegsende mit seinen Millionen entwurzelter und fliehender Menschen macht uns heute neu aufmerksam auf die Not und das Elend der Menschen, die als Flüchtlinge einen Platz zum Überleben in Europa suchen. Dass an den Grenzen Europas Tausende ihr Leben verlieren, ist für uns unerträglich. Das darf nicht hingenommen werden!“

In der unmittelbaren Nachbarschaft Europas, im Nahen Osten und in Nordafrika, brechen Staaten auseinander, die Menschenrechte werden in furchtbarer Weise missachtet. Mord, Folter und Gewalt bestimmen den Alltag. Gerade viele Christen werden Opfer religiöser Verfolgung. Geprägt durch die Erfahrungen der großen Kriege trägt Europa heute eine Verantwortung als Friedensmacht. In Syrien, im Irak, in Libyen und an anderen Orten bedarf es eines engagierten Beitrags Deutschlands und Europas zu glaubwürdigen politischen Lösungen und zu einer Ordnung des gerechten Friedens.“

Wahrscheinlich ist ein Mehr an Konkretion in der völlig verworrenen politischen und militärischen Konfliktlage im Nahen Osten aus kirchlicher Perspektive derzeit nicht möglich.

Lösungskonzepte für die Nah- und Mittelostregion sind durchaus vorhanden und schnell zusammengefasst:

39 Schuld, Befreiung, Neuanfang, Kardinal Marx und Landesbischof Bedford-Strohm zum 70. Jahrestag des Kriegsendes, gemeinsame Erklärung vom 06.05.2015, gleichzeitig veröffentlicht von der DBK und der EKD.

Rasche Verhandlungen zwischen den Hauptkontrahenten, die in Syrien und Irak einen Stellvertreterkrieg führen, zwischen Saudi-Arabien, Qatar und dem Iran, Russland und der Türkei. Keine Waffenlieferungen und Hilfsgelder an die kämpfenden Gruppen und Druck auf sie, die Gewalt zu beenden. Eine Regierung im Irak, die Schiiten, Sunniten und Kurden gleichberechtigt an der Regierung beteiligt, Demokratie, Rechtsstaatlichkeit und Religionsfreiheit sichert und Streitkräfte mit Soldaten aller Religionen und Ethnien aufbaut, um Sicherheit für alle zu gewährleisten. Analog gilt das auch für Syrien. Doch eine Realisierung ist nicht in Sicht. Zu tief ist die Gesamtkrise der arabischen Welt, in der es, so die Fachleute einmütig, fast keine Regierung mit Legitimität gibt.

Was die Flüchtlingsströme angeht, so könnten die reichen Golfstaaten, allen voran Saudi-Arabien, Urheimat des fanatischen wahhabitischen Islam, Geld und Zufluchtsorte bereitstellen, eine Forderung, die auch aus dem arabischen Raum lauter wird. Flüchtlinge haben ein Recht auf Rückkehr in die Heimat nach Ende des Gewaltszenarios. Was liegt näher, als sie regional unterzubringen?

Europa erlebt seit Jahren das Ende aller früheren Hoffnungen, ohnehin nicht von allen geteilt, man könne mit Militär in Bürgerkriegsszenarien hilfreich eingreifen. Es erlebt jetzt aber auch die Grenzen politischer Gestaltungsmöglichkeiten, sowohl innerhalb der zerrissenen EU, als auch im Kontakt auch mit den brennenden Nachbarzonen in Nordafrika und in Nah- und Mittelost. □

37 „Keine Atomwaffen sind das Ziel“ - 70 Jahre nach Hiroshima fordert der EKD-Ratschef das Ende der nuklearen Rüstung, epd-Gespräch: Thomas Schiller, epd Basisdienst vom 01.08.2015. Das Zitat im Text aus diesem Beitrag.

38 Wolfgang Huber: „Verharmlosen ist falsch“, Interview von Evelyn Finger, DIE ZEIT 24/2015 vom 11. Juni 2015. Das Zitat im Text aus diesem Beitrag.

Kurzmitteilung

Hakenkreuze in Altar von Autobahnkirche geritzt

Altar, Tabernakel und Kirchenbänke der Autobahnkirche Baden-Baden sind durch eingeritzte Hakenkreuze und nationalsozialistische Zahlensymbole schwer beschädigt worden.

Der oder die Täter waren vermutlich bereits am Freitag in die Kirche eingedrungen und hatten die Nazi-Symbole eingeritzt, wie die Polizeidirektion Offenburg am Montag mitteilte. Auf dem Betonaltar sei zudem eine säurehaltige Flüssigkeit verschüttet worden. Die Ermittlungen übernahm der Staatsschutz. Hinweise auf den Täter gibt es bislang nicht.

Die pyramidenförmige Kirche Sankt Christophorus wurde 1978 geweiht. Sie liegt an der Raststätte „Baden-Baden“ und ist täglich von 8.00 bis 20.00 Uhr geöffnet. Bundesweit gibt es an Autobahnen mehr als 40 katholische oder evangelische Kirchen. □ (KNA)

Religiöses Brauchtum

Rosenkranz gegen Kanonendonner

VON RAINER ZINK

An drei Sonntagen hintereinander führten die Münnerstädter Bürger wieder ihr historisches Volksschauspiel „Die Schutzfrau von Münnerstadt“ vor. In bunten Gewändern vor mittelalterlicher Kulisse wurde die bewegende Geschichte einer jungen Liebe und der wundersamen Errettung Münnerstadts im Dreißigjährigen Krieg am 13. September 2015 zum letzten Mal in diesem Jahr dargestellt. Rund 200 Bürgerinnen und Bürger waren an diesem Schauspiel beteiligt und zeigten vor dem prächtig sanierten und fachwerkgeschmückten Heimatspielhaus ihr ganzes Können. Seit 1927 lassen die „Münnerstädter“ die ergreifende Marienlegende in der Riemenschneiderstadt an den Marientagen immer wieder aufs Neue lebendig werden. Das fränkische Freilichtspiel wird jedes Jahr ausschließlich von Laiendarstellern aus der Bürgerschaft von Münnerstadt und seinen Ortsteilen in der Originalfassung aufgeführt.

Spiel zu Ehren der Muttergottes

Das historische Volksschauspiel „Die Schutzfrau von Münnerstadt“ von Ludwig Nüdling (1874 – 1947) ist ein Vertreter der seit dem 12. Jahrhundert typischen Marienverehrung. Die Muttergottes wird als Helferin in allen Notlagen angerufen, besonders in Kriegsgefahr. Sie wird zur Schutzpatronin von Ländern, Städten, Kirchen und Einrichtungen. Die Muttergottes gilt bis heute als Schutzfrau von Münnerstadt und ihr zu Ehren erzählt diese Geschichte. Dabei durchzieht die Rose als christliches Symbol für Maria, der Königin des Himmels und der Erde immer wieder dieses Schauspiel. Es erzählt dabei von tiefem Glauben, inniger Liebe und unerschütterlicher Hoffnung. Tatsächlich wurde Münnerstadt im Jahr 1641 von einem schwedisch-weimarischen Heer unter der Führung von Oberst Rosen angegriffen. Wie durch ein Wunder zogen die Truppen jedoch unvermutet ab, aber der wahre Grund wurde nicht überliefert.

Sommer 1641: Die Münnerstädter Bürger feiern mitten im Dreißigjährigen Krieg fröhlich Erntedank. Lieder erklingen, Musik ertönt und

Rosen um die Tochter des Oberbürgermeisters. Kanonendonner beendet schnell das fröhliche Treiben der Bürger. „Die Schweden kommen –



Die in historische Gewänder gekleideten Teilnehmer und Teilnehmerinnen zuerst bei der Prozession und anschließend bei den Tänzen anlässlich des Wunders (Fotos: Rainer Zink)

die Bürger tanzen und lachen. Parallel dazu wirbt der Kommandant des Jörgentors mit einem Strauß roter

dieser Schreckensruf gellt durch die Gassen von Münnerstadt. Der Stadt droht die Zerstörung, denn flüch-

tende Bauern aus den Nachbarorten berichten von den grausamen Taten der Schweden. In ihrer Todesangst fliehen die Bürger zur Muttergottes, der „lichtweißen Rose“. Sie hoffen in höchster Not auf ihre Hilfe. Da geschieht ein Wunder. Die Muttergot-

tes erhört die flehenden Gebete der frommen Münnerstädter und fängt die Kanonenkugeln des Feindes mit ihren Händen auf. Vor dieser Erscheinung ist der übermächtige Feind so entsetzt, dass er in höchster Eile die Stadt verlässt. „Die Rosen haben

Rosen heute besiegt“ verkünden die Münnerstädter „unsere Stadt ist gerettet.“

Eine Mirakeltafel in der katholischen Stadtpfarrkirche Sankt Maria Magdalena bekundet die wundersame Errettung von Münnerstadt. □

Religion im Wandel

„50 Jahre Zweites Vatikanisches Konzil“

Festakademie zu Fulda am 24. September 2015

VON BERTRAM BASTIAN

Zur Einstimmung in die Festakademie wurde den Gästen ein kurzer Film gezeigt, in dem Passanten gefragt wurden, was sie mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil verbinden würden. Die Antworten zeigten – wie bei Umfragen nach christlichen Festen – ein sehr unterschiedliches Bild, welches von absoluter Unkenntnis über „etwas Ahnung“ bis hin zu Vermutungen führte („Hat das was mit dem neuen Papst zu tun?“). In seinem Grußwort zur Begrüßung der Gäste ging der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Reinhard Kardinal Marx, auf diesen Film ein und betonte, dass die visionäre Kraft des II. Vaticanums ungebrochen auch heute noch in den Mittelpunkt zu stellen sei. Die Katholische Kirche habe nur dann Zukunft, wenn sie sich als mitfühlende Kirche zeige, die um die Sorgen und Nöte der Gläubigen wisse und diese mit ihnen teilen würde. So sei auch der Gesprächsprozess zu verstehen, der seit fünf Jahren in Deutschland zu einer deutlich verbesserten Kultur des solidarischen Miteinander geführt habe.

Den Festvortrag hielt Karl Kardinal Lehmann unter dem Titel: „Das Konzil und seine Wirkungsgeschichte“. Darin stellte er fest, dass das Konzil ein Prozess sei und somit auch als solcher zu behandeln und zu verstehen sei. Durch neuere Erkenntnisse, vor allem durch Konzilstagebücher bedeutender Theologen, wäre die Entstehung des Konzils besser zu verstehen. Es habe kein fertiges

Konzept gegeben, Ziele und Wesen des Konzils seine fortschreitend entworfen bzw. vertieft worden, führte Kardinal Lehmann aus. Dadurch würde der Prozesscharakter des Konzils deutlicher in Erscheinung treten, was dieses Konzil von anderen großen Kirchenversammlungen unterscheidet. Lehmann sagte weiter, dass dies ein Problem der Rezeption des Konzils sei, da dieses gleichzeitig in die Vergangenheit schauen würde und zugleich sich der Zukunft widme. Darum erschiene manchem Betrachter die Texte des Vaticanums als zwiespältig. Diese Uneindeutigkeit der Texte dürfe nicht als „Steinbruch“ benutzt werden, in dem sich jeder das herausnehme, was ihm grade passen würde. Es müsse vielmehr die konkreten Konzilsaussagen mit ihrem Kontexten betrachtet werden.

Erschwerend käme hinzu, dass die beschlossenen Konzilsaussagen in aller Regel Kompromisslösungen waren, die selbst in einem Abstimmungsprozess entstanden seien. Man müsse zum besseren Verständnis dies sehen und die verschiedenen Positionen der Beteiligten kennen, um den getroffenen Kompromiss besser einschätzen und verstehen zu können. Auch gäbe es den Unterschied zwischen der „pastoralen“ Sicht auf die Wirklichkeit und den dogmatischen Aussagen. Dieser Unterschied sei auch heute oder gerade heute deutlich spürbar. Als Beispiel ging Kardinal Lehmann auf die Pastoralkonstitution „Gaudium et spes“ ein, die eine grund-

legende Aussage für die Begegnung Christentum und moderne Welt auf dem Boden des katholischen Glaubensverständnisses sei. Hier gab der Zeitzeuge des Konzils zu bedenken, dass in der letzten Phase der Entstehung dieser Konstitution über 20.000 Änderungsanträge zu bearbeiten waren. Welt und Kirche seien nicht zu trennen, so wie in der Welt der Geist Gottes wehe, genauso sei die Kirche eben auch ein Stück dieser Welt, führte Lehmann aus. „Gaudium et spes“ sei das wohl gelungenste Dokument des Konzils.

Die seit dem Konzil vergangenen 50 Jahre teilte Kardinal Lehmann in vier Phasen ein. Die erste Phase direkt nach dem Konzil sei durch Aufbruchstimmung und Überschwang geprägt. Enthusiastische Einschätzung der Wirkung des Konzils wurde naturgemäß von der Phase der Ernüchterung bzw. enttäuschter Hoffnungen als zweite Phase abgelöst, da das Erwartete nicht in dem gewünschten Ausmaße erreicht wurde. Hierin standen sich dann die Restauration und die Traditionalisten gegenüber, es sei die Zeit der Polarisierung gekommen. In einem fließenden Übergang habe ab 1985 schon die dritte Phase begonnen, in der die Parteien erkannten, dass die Auseinandersetzungen nichts brächten, so Kardinal Lehmann weiter. Es gäbe Hinweise auf eine Neuorientierung in der Auslegung der Konzilstexte, wobei die teilnehmenden Bischöfe zum größten Teil schon verstorben seien.

Vielleicht seien wir schon in der vierten Phase, die Kardinal Lehmann mit dem Beginn des Pontifikats Franziskus ansetzen würde. Da wir uns mitten in dieser Phase befinden würden, sei ein Ergebnis überhaupt nicht abzusehen. Die Ergebnisse der Synoden 2014/2015 seien ebenso anzuwarten wie das Ergebnis des Jahres der Barmherzigkeit. Der Gesprächsprozess in Deutschland habe gleichfalls wie die Feierlichkeiten zur 500-Jahresfeier der Reformation Einfluss auf die Rezeption des Konzils, das ja weiterhin sich in einem Prozess befände, so Lehmann zum Schluss.

Im anschließenden Podium moderierte Prof. Dr. Thomas Sternberg die vier Teilnehmer: Sylvia Löhrmann, Ministerin für Schule und Weiterbildung in NRW, Dr. Karl-Hinrich Manzke, Landesbischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Schaumburg-Lippe, Katherina Norpoth, Vorsitzende des Bundes der Deutschen Katholischen Jugend (BDKJ) sowie Prof. Dr. Jean-Louis Schlegel, Religionssoziologe und Philosoph aus Paris. Unter dem Thema „Aggiornamento heute – über die Rolle der Kirche in der modernen Gesellschaft“ stellte der Moderator zuerst die Frage nach der Erinnerung an das II. Vaticanum. Für Katherina Norpoth ist das Zweite Vatikanische Konzil gelebte Realität, konnte sie doch aufgrund ihrer Jugend sich nicht an die Zeit des Vaticanums erinnern. Für Prof. Schlegel hatte das Konzil die Wirkung, dass der „Kampf zwischen Laizismus und Kirche“ nach dem Konzil sich hin zu einer Gesprächskultur gewandelt hätte. Was dringend notwendig gewesen wäre, fügte er hinzu, denn durch die Unruhen von 1968 und der starken Individualisierung in den 70er Jahren wäre ein Säkularisierungsschub gekommen, der ohne Gesprächskultur nur zu einer Verhärtung der Fronten geführt hätte. Deutschland habe diese Phase deutlich besser überstanden als Frankreich, machte der französische Philosoph deutlich. Sylvia Löhrmann führte aus, dass die „Öffnung“ durch das Vatikanische Konzil notwendig gewesen wäre, damit die Gläubigen auch verstandesgemäß die Kirche besser verstehen würden. Die Gesellschaft bräuchte Kirche, wie große Un-

glücksfälle – wie der Flugzeugabsturz im März – deutlich zeigen würde. Die Gläubigen hätten meist Probleme mit der „Institution Kirche“. Sie sehe die Fortsetzung des Konzils im Auftrag, die Krise der „Institution Kirche“ zu lösen. Einer Krise, wie sie anfügte, die auch in den Parteien und sonstigen Institutionen erkennbar wäre.

Die Frage von Prof. Sternberg, ob es denn in der Ökumene einen Stillstand gäbe, beantwortete Landesbischof Manzke. Es gebe hier keinen Stillstand, nur seien alle Vorgaben des hervorragenden Textes „Gaudium et spes“ für den ökumenischen Kontext noch nicht eingelöst.

Der Moderator führte aus, dass sich die Religion in der Gesellschaft in einer „Ecke“ befände, der soziologischen Ecke, und dies im Widerspruch stünde zu „Gaudium et spes“, wo ja der Glaube „in die Welt hinein wirken solle“. Jean-Louis Schlegel führte dies auf die Tatsache zurück, dass die Gewalt – angeblich im Namen der Religion – die Schlagzeilen beherrschen würde. Frankreich sei zwar katholisch, aber die Konzilsgeneration habe die Idee des Konzils „verraten“ führte der Philosoph aus. Die Jugend diskutiere über die Themen, die älteren würden einfach „hinnehmen“. Hier sei der Papst ein Segen, denn die „Herzen der Jugend“ flögen ihm zu, so Schlegel. Löhrmann ergänzte, dass nach dem Attentat auf die Redaktion „Charlie Hepdo“ die Notwendigkeit von Religionsunterricht deutlich würde, damit die religionsferne Jugend verstehen lerne, dass Religionsfreiheit nur bedeuten könne, andere Religionen zu akzeptieren und nicht zu verdammen. Hier ergänzte Schlegel, dass der katholische Liberalismus der größte Feind einer solchen Entwicklung sei.

Der Moderator fragte, ob es denn intern nicht zu „Grabenkämpfen“ käme, die verschiedenen Stellungen zur Sterbehilfe würden dies doch zeigen. Manzke antwortete, dass unser kooperatives Modell ein großer Gewinn, auch für die Glaubwürdigkeit sei. Wo die Kirchen gemeinsam auftreten würden, seien sie desto stärker, ebenfalls in der Akzeptanz. Die Kirche, die heute als „Dienstleister“ gesehen würde, müsste auf die Menschen zugehen, sie durch die Liturgie

ansprechen und nicht in Beliebigkeit zerfallen. Während in der Konzilszeit die Gläubigen über ein breites Grundwissen in religiösen Dingen hatten und Gemeinschaft gelebt hätten, sei heute ein „Unwissen“ vorhanden, wie ja auch der Film zu Beginn des Festaktes gezeigt hätte, waren sich die Diskutanten einig. Sylvia Löhrmann fragte, warum die Christen ihren Glauben nicht deutlicher öffentlich leben würden? Landesbischof Manzke ergänzte, dass durch den starken Zustrom von Flüchtlingen mit muslimischer Religion die Sichtbarkeit des Islam in Deutschland zunehmen würde. Jean-Louis Schlegel ergänzte, dass gerade im Laizismus Frankreichs der offen gezeigte Islam immer Gegenstand der Kritik sei. Laizismus würde nicht bedeuten, dass die Religion Privatsache sei, jedoch eine Grundlage für ein Zusammenleben, nicht Staatsräson. Prof. Sternberg fügte hinzu, das Konzil sei gegen eine Verdrängung der Religion in das Private, man wollte damals ja bewusst die Fenster öffnen, um den Glauben in die Welt zu transportieren.

Zum Schluss bat der Moderator, die vier Diskutanten in einem Satz ihre Erwartungen an die Katholische Kirche zum Jubiläum zusammenzufassen. Jean-Louis Schlegel: Brüderlichkeit in der Kirche, Karl-Hinrich Manzke: in der Gemeinschaft aller Menschen zu dienen, Katherina Norpoth: Kirche möge die Zeichen der Zeit ernst nehmen und danach handeln, damit frischer Wind in die Segel komme, Sylvia Löhrmann: Frauen können alles, die Kirche brauche gemischte Teams.

Am Ende des Festaktes, bevor die gemeinsame Vesper mit den Bischöfen und abschließendem Bonifatiussegen die Versammlung der Deutschen Bischofskonferenz beschloß, stellte sich deren Vorsitzender, Reinhard Kardinal Marx den Fragen von Professor Dr. Sternberg unter dem Motto: Nachgefragt!

Sternberg führte aus, dass die katholische Kirche 1965 eine andere gewesen sei als die von 1962. Der Psychoanalytiker Alfred Lorenser habe in seinem 1981 erschienenen Buch das Konzil als ein „Konzil der Buchhalter“ abgetan. Kardinal Marx er-

widerte, dass er zur Zeit des Zweiten Vatikanischen Konzils im Kommunikationsunterricht war und die Schüler und Schülerinnen dort die Texte des Konzils gelesen hätten. Die Konzilsväter seien Visionäre gewesen, keine Spur von „Buchhalter“, und er erinnerte an die vier großen Texte „Dei verbum“, „Lumen gentium“, „Gaudium et spes“ sowie „Sacrosanctum concilium“ – all dies seien keine buchhalterischen Papiere, sondern wegweisende Schriften für die Zukunft der Kirche.

Sternberg fragte nach Abbrucherfahrung nach dem Konzil, schließlich seien zwar im Konzil die örtlichen Bischofskonferenzen gestärkt worden, aber in der Reform des Kirchenrechts 1981 wieder reduziert worden. Marx führte aus, dass es immer schon innerkirchliche Auseinandersetzungen zwischen Bewahrern und Reformern gegeben hätte, dies sei nichts Neues, es gebe es schon seit die Kirche

existiere. Die Frage sei nicht nach den Auseinandersetzungen zu stellen, sondern nach der Art des Umganges mit unterschiedlichen Meinungen, so Marx.

Das Verhältnis von Kirche und Politik nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil, wollte Dr. Sternberg im Anschluss daran von Kardinal Marx wissen. Dieser führte aus, dass die Kirche die politischen Rahmenbedingungen beachten müsse, wenn sie ihre Botschaft zu den Menschen bringen wolle. Die Kirche lerne von der Welt, von der Wissenschaft, immer mit Blick auf das Wesentliche, das Evangelium. Kardinal Marx erinnerte an das Papier „unsere Hoffnung“ von der Würzburger Synode. Wenn man den Menschen sagen möchte, wie sie leben sollen, braucht man nicht nur Kontakt zur Welt, sondern auch einen realistischen Blick auf die Welt.

Die Frage des Moderators nach der „dienenden Kirche“ beantwortete

Kardinal Marx mit Blick auf den Gesprächsprozess. Hier habe ein Perspektivwechsel stattgefunden. In den Diözesen ist viel gearbeitet worden, ganz im Sinne von „Lumen gentium“ – gemeinsam Kirche sein, nach den persönlichen Charismen der Gläubigen. Mehr tun könne die Kirche im Hinblick auf die gemischten Teams, die von Sylvia Löhrmann angesprochen worden seien. Ob dabei auch die Liturgie weiter entwickelt werden müsse, war für den Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz nicht unbedingt ein Schwerpunkt. Aber – so Marx – Eucharistie und Pfarrer, die Feier der heiligen Messe ist und bleibt unveränderlich das Zentrum des sakramentalen Lebens in der Katholischen Kirche. Sein Wunsch zum Schluss dieser Festakademie sei, dass zum Erreichen dieses Zieles alle Charismen entdeckt würden und zum Wohl der Kirche eingesetzt würden. □

Religion in der Gesellschaft heute

Abschluss der Bischofssynode

Mit der „Relatio finalis“ bestätigen die Synodenväter die Lehre der Kirche zu Ehe und Familie. Barmherzigkeit, Verständnis, Begleitung und Aufnahme in die Gemeinschaft lautet die Handlungsvorgabe für alle, auch für diejenigen, die – aus welchem Grund auch immer – nicht dem „Ideal“ der katholischen Kirche entsprechen.

Ausgangspunkt der in drei Teile gegliederten Relatio ist die Familie, die missionarisch in unserer Gesellschaft wirkt und in der die wichtigen und wahren Werte menschlichen Zusammenlebens vermittelt werden. Basis der Familie sind Mann und Frau, die durch das unauflösliche Sakrament der Ehe verbunden, ihren Kindern ein von Liebe, der Erziehung zu christlichen Werten und Respekt geprägtes Zuhause schenken. Der Familiennukleus präsentiert sich Generationen übergreifend, d.h. die alten Menschen nehmen am Familienleben teil, fungieren als Bindeglieder zwischen den Generationen und bereichern die Familie durch ihren Erfahrungsschatz und ihre Hilfe.

Dass die Realität sich für viele Familien leider oft anders gestaltet,

stellen die Synodenväter ausdrücklich fest. Familien sehen sich mit einer Gesellschaft konfrontiert, in der Individualismus und Egoismus herrschen. Geld und Erfolg werden oft höher gewertet als Familie und Glaube. Viele junge Menschen vermeiden feste Bindungen, da sie sich mit ihren wirtschaftlichen und sozialen Problemen überfordert sehen. Arbeitslosigkeit und Armut, aber auch eine von Konsum und Vergnügungskultur geprägte Gesellschaft sind der Eheschließung und Geburtenrate nicht förderlich.

Die wirtschaftliche Krise, die viele Familien vor gravierende Schwierigkeiten stellt, ist eine der großen Herausforderungen der Familie von heute. Viele Familien sind von Arbeitslosigkeit und Armut betroffen. Teilweise muss ein Elternteil getrennt

von der Familie in einer anderen Stadt oder gar im Ausland arbeiten.

Die Synodenväter stellen fest, dass nach wie vor die Familie, auch in der Medienkultur, eine erstrebenswerte und wertgeschätzte Lebensform darstelle. Daher verdiene sie Unterstützung durch Politik und Gesellschaft. Vor allem arme Familien müssten mehr Förderung und Hilfe erhalten. Kinder sind das kostbarste Geschenk für unsere Gesellschaft. Entsprechend hart verurteilen die Synodenväter jede Form des Missbrauchs, d.h. Nulltoleranz gegenüber sexuellem Missbrauch, Kinderhandel, Kinderarbeit, das Rekrutieren von Kindersoldaten und jegliche andere Form der Ausbeutung von Kindern.

Die Synodenväter betonen, dass soziale Gerechtigkeit und der Zu-

gang zu Bildung grundlegende Rechte sind. Besonders richten sie dabei den Blick auf die jungen Arbeitslosen, die sich außerstande sehen, eine Familie zu gründen, auf die alten Menschen, die häufig ausgeschlossen und einsam leben, auf Obdachlose, Migranten, Flüchtlinge und Sinti und Roma und ziehen den Vergleich zur Heiligen Familie, die flüchtig gewesen sei und eine Unterkunft haben finden müssen. Wie in *Laudato si'* dargelegt, bedürfe es eines ökologischen Wandels und der Abkehr von der Wegwerfkultur. Menschen, die nicht der von der Gesellschaft festgelegten Norm entsprechen, werden einfach ausgeschlossen. Dazu zählen neben armen und alten Menschen auch Behinderte. Die Synodenväter heben daher besonders den Mut und die Liebe der Eltern hervor, die ihr behindertes Kind als Geschenk Gottes angenommen haben, und bekräftigen die ablehnende Haltung der Kirche zu Euthanasie und assistierter Selbsttötung. Das Leben ist heilig, und nur Gott bestimmt über seinen Beginn und sein Ende.

Mit Sorge betrachten die Synodenväter die Entwicklung hin zur Umsetzung des Kindeswunsch um jeden Preis und benennen das Problem der Leihmütter und künstlich gezeugten Embryonen. Nicht nur Verheirateten, sondern auch Unverheirateten, Singles und gleichgeschlechtlichen Paaren sei das Zeugen von Kindern möglich. Eine Gefahr für die Familie sehen die Synodenväter auch in der „Genderpolitik“, da sie den Unterschied zwischen Mann und Frau, die auch als Paar das Ebenbild Gottes seien, aufhebe.

In der modernen Gesellschaft müsse aber, so die Synodenväter, der Vielheit der Situationen Rechnung getragen und ihnen mit Barmherzigkeit begegnet werden. Verständnis nennen die Synodenväter grundlegend für den Umgang mit den Menschen, die nicht dem Ideal der kirchlichen Doktrin entsprechen. In Trennung lebende wie auch geschiedene Menschen sowie Singles, kinderlose Paare und andere hätten die Lebenssituation, die der Kirche fern sei, oft selbst nicht gewollt. Die Kirche liebe alle Menschen, bekräftigen die Synodenväter.

In unserer Gesellschaft bilden Unverheiratete eine immer größere Gruppe, vor allem in den Großstädten. In der *Relatio* wird ausdrücklich auf den wichtigen Beitrag, den die Unverheirateten oft in den Gemeinden und bei karitativen Werken leisten, hingewiesen.

Der zweite Teil der *Relatio* befasst sich mit der Familie im Plan Gottes und bestätigt die Unauflöslichkeit der Ehe, die Monogamie und die gegenseitige Ergänzung von Mann und Frau in der Ehe. Die Kirche ist sich der Schwierigkeiten und Komplexität der Lebenssituationen, denen viele Ehepaare begegnen, bewusst und steht den Paaren, bei denen eine Trennung unvermeidbar ist, bei. Vor allem das Wohl der Kinder steht dabei im Vordergrund. Seelsorgerisch begleitet die Kirche auch die Lebensgemeinschaften, standesamtlich Verheirateten und geschiedenen Wiederverheirateten. Die Synodenväter weisen außerdem auf die schwierige Situation der Alleinerziehenden hin, die von ihrem Partner verlassen worden oder verwitwet zurückgeblieben sind. Mit Liebe begegne die Kirche den Menschen und ermutige sie, Gutes zu tun.

Die Lebensgemeinschaften sollen, wo es möglich ist, zum Ehesakrament geführt werden. Grundsätzlich gelte für die Lebensgemeinschaften, dass sie brüderliche Aufnahme erfüllen. Häufig seien wirtschaftliche Schwierigkeiten der Grund für das Zusammenleben ohne Eheschließung. Stets müssen die individuellen Umstände untersucht und berücksichtigt werden. Geschiedene, die in einer neuen Lebensgemeinschaft leben, sind nicht exkommuniziert, sondern unsere Brüdern und Schwestern. Versöhnung und Barmherzigkeit sind die Schlüsselworte.

Die Mission der Familie ist Thema des dritten Teils der *Relatio*. Die Synodenväter fordern eine entsprechende Vorbereitung der jungen Menschen auf die Ehe. In vielen Ländern, stellen die Synodenväter fest, bilden sich Formen des Zusammenlebens heraus und wird eine Sicht auf die Sexualität gefördert, die mit der kirchlichen Doktrin nicht ver-

einbar ist. Daher sei eine entsprechende Information und Erziehung seitens der Kirche dringend notwendig. Ausdrücklich abgelehnt werden künstliche Verhütungsmittel, Sterilisation und der Schwangerschaftsabbruch. Das menschliche Leben sei anzunehmen und weder an seinem Anfang noch an seinem Ende auszuschließen. Die Kirche versichert, mit ihren Institutionen den Hilfesuchenden beizustehen. Die Synodenväter weisen in diesem Zusammenhang auf die Unterstützung für jugendliche Mütter und Frauen, die eine Abtreibung haben vornehmen lassen, hin.

Homosexuelle werden in der kirchlichen Gemeinschaft respektiert und sind Teil von ihr. Gleichgeschlechtliche Ehen entbehren jeder Grundlage, auch Analogien zwischen den gleichgeschlechtlichen Beziehungen und dem Plan Gottes von Ehe und Familie seien nicht möglich, stellen die Synodenväter fest.

Papst Franziskus bewertete in seiner Ansprache an die Synodenteilnehmer die Arbeit der Synode keinesfalls als Abschluss. Vielmehr seien die Probleme und Schwierigkeiten der Familien ins Licht des Glaubens gestellt worden, den Familien Gehör geschenkt worden, Horizonte eröffnet worden. „Die Erfahrung der Synode hat uns auch besser begreifen lassen, dass die wahren Verteidiger der Lehre nicht jene sind, die den Buchstaben verteidigen, sondern die, welche den Geist verteidigen; die nicht die Ideen, sondern den Menschen verteidigen; nicht die Formeln, sondern die Unentgeltlichkeit der Liebe Gottes und seiner Vergebung. ... Die erste Pflicht der Kirche ist nicht die, Verurteilungen und Bannflüche auszuteilen, sondern jene, die Barmherzigkeit Gottes zu verkünden, zur Umkehr aufzurufen und alle Menschen zum Heil des Herrn zu führen (vgl. Joh 12,44-50). ... In der Tat, die Synode abzuschließen, bedeutet für die Kirche, wieder wirklich ‚gemeinsam voranzugehen‘, um in alle Teile der Welt, in jede Diözese, in jede Gemeinschaft und in jede Situation das Licht des Evangeliums, die Umarmung der Kirche und die Unterstützung durch die Barmherzigkeit Gottes zu bringen!“ □

(nach ZENIT)

Salzburger Hochschulwochen

Die Salzburger Hochschulwochen fanden 1931 zum ersten Mal statt. Unterbrochen in der Zeit von 1939 bis 1944 nahmen sie schon 1945 wieder ihre Arbeit auf. Ziel der Veranstaltung ist es, grundsätzliche sowie aktuelle Fragen der menschlichen Gesellschaft nicht allein unter theologischem Gesichtspunkt, sondern unter dem Gesichtspunkt aller Wissenschaften zu betrachten und abzuhandeln. Neben großen Vorträgen am Vormittag finden nachmittags workshops statt, die den interdisziplinären Austausch fördern. Im Rahmenprogramm trifft man sich mit den jungen Studierenden, kann an der Verleihung des Akademischen Festpreises teilnehmen bevor am Sonntag ein Pontificalgottesdienst mit dem Erzbischof von Salzburg vor dem Festakt in der Aula die Woche beschließt. Als einzige katholische „Sommeruniversität“ im deutschsprachigen Raum ist die Veranstaltung geeignet, sich theologisch „fortzubilden“. Studierende erhalten auf Antrag 2 ECTS Punkte für ihr Studium attestiert. (BB) Thema im Jahr 2015 war „prekäre Humanität“.

Salzburger Hochschulwochen 2015

„Humanität. Über die Unverzichtbarkeit eines Selbstbegriffs des Menschen“

VON RAINER ZINK

Am 27. und 28. Juli fand eine Vorlesung mit Kolloquium durch Professor Em. Dr. Dr. H.C. Volker Gerhardt aus Berlin statt, der das Thema „Humanität. Über die Unverzichtbarkeit eines Selbstbegriffs des Menschen“ behandelte.

Professor Volker Gerhardt ist 1944 in Guben / Brandenburg geboren, er studierte Philosophie, Psychologie und Rechtswissenschaft in Frankfurt und Münster; 1974 promovierte er in Münster, wo 1984 die Habilitation folgte. Er wirkte an der Gründung der Fernuniversität Hagen mit. 1975 begann er als Assistent an der Universität Münster/Westfalen. 1985 wurde er Professor für Philosophie in Münster, ein Jahr später nahm er eine Gastprofessur an der Universität Zürich wahr und leitete von 1988 bis 1992 das Institut für Philosophie an der Deutschen Sporthochschule in Köln. 1992 erhielt er den Ruf auf die Gründungsprofessur für Praktische Philosophie in Halle, folgte im Oktober 1992 jedoch dem Ruf auf den Lehrstuhl für Praktische Philosophie (Schwerpunkt: Rechts- und Sozialphilosophie) an der Humboldt-Universität zu Berlin und war nach der Wende der erste Direktor des neugegründeten Instituts für Philosophie. 1998 wurde er Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, war 2001 bis 2007 Vizepräsident mit der Zuständigkeit für die Forschungsvorha-

ben und übernahm 2001 die Leitung der zentralen Wissenschaftskommission der deutschen Akademien mit der Zuständigkeit für die Koordination sämtlicher Forschungsvorhaben; 2005 und 2009 wurde er wiedergewählt. Er ist Vorsitzender der Nietzsche- und der Kant-Kommission der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Mitglied in Beratungskommissionen der Bayrischen und der Heidelberger Akademie, der Leopoldina und Mitglied des Senats der Deutschen Nationalstiftung. Im Jahre 2007 erfolgte die Ernennung zum Honorarprofessor der Universität von Wuhan in Hubei, Volksrepublik China und 2008 wurde ihm der Titel eines Ehrendoktors der Universität Debrecen in Ungarn verliehen.

Seine jüngsten Monographien sind „Der Sinn des Sinns. Versuch über das Göttliche“ (2014) sowie „Licht und Schatten der Öffentlichkeit. Voraussetzungen und Folgen der digitalen Innovation“ (2014).

Philosophisch-theologische Erkundungen

Am Anfang seiner Vorlesung bedankte sich Prof. Volker Gerhardt

für die Einladung und die Gelegenheit über dieses interessante Thema „Humanität. Über die Unverzichtbarkeit eines Selbstbegriffs des Menschen“ sprechen zu dürfen und er erwähnte vorerst, dass es im Schatten der geschichtlichen Erfahrungen den Menschen zunehmend peinlich sei, sich selbst unter einen anspruchsvollen Begriff zu stellen. Dabei sei es ganz gleich, ob er als *zoon politikon*, *animal rationale* oder als *homo ludens* bezeichnet würde, denn er stoße auf derart viele Ausnahmen, in denen er als politisches, als vernünftiges oder als spielendes Lebewesen versagt hat, dass kaum mehr als die Fähigkeit zur Selbstkritik übrig bleibe. Mit diesem Beginn wollte der Professor bewusst erste philosophische und theologische Erkundungsgänge zum Thema Prekäre Humanität zum Auftakt der Salzburger Hochschulwochen 2015 umreißen. Um überhaupt diese Thematik erfassen zu können, galt es zunächst den Begriff Humanität näher zu betrachten, denn wer fundiert über Humanität sprechen will, so Gerhardt müsse auf jeden Fall das Alter des Begriffs und die wechselhafte Geschich-

te von der Antike bis in die Gegenwart vor Augen führen. Dabei wollte sich Gerhardt zuerst über die Begründung des Humanitätsbegriffes Gedanken machen, musste aber ausschließen, dass sich die Menschheit nach einer Art Familie verstehen lasse, sondern vielmehr spreche man hierbei bei der Menschheit als eine Art Spezies. Der Speziesismus allerdings mache den Menschen zum Untier, er gefährde damit nicht nur sich selbst, sondern der Mensch sei somit das grausamste aller Kreaturen. Diesen Vorwurf als vollkommene Umlegung des Humanitätsbegriffes belegte der Professor mit Beispielen aus der Vergangenheit und Gegenwart, wo der Mensch allgegenwärtig stetige Rücksichtslosigkeit offenbarte in vielen Kriegen und vielen Verbrechen. „Indem der Mensch immer gegen die eigenen Spezies handelt, indem er Menschen unterdrückt und quält, sei es keine Kleinigkeit zur Menschheit zu stehen, sich zu ihr zu bekennen“, so der Professor.

Kultur – Reform der Natur?

Aus diesen genannten Gründen müsse man Humanität gründlicher betrachten, und eine solche Begründung könne etwa in einem umfassenden Kulturbegriff gesehen werden, denn spätestens mit dem Übergang des Menschen von der weitestgehend unverändert hingenommenen äußeren (und inneren) Natur zu einer zunehmend durch ihn selbst bearbeiteten und gestalteten Kultur gehöre wesentlich mehr zu seinem Leben als nur er selbst. Auch der kultivierte Mensch sei an seine aus der Natur übernommenen Antriebe und Ängste gebunden und er bleibe sterblich und verletzlich. Andererseits wisse man, dass sich diese im Ursprung spontane Selbstorganisation eines jeden lebendigen Wesens nur solange durchhält, als sie als Naturvorgang aufrechterhalten bleibt, so Gerhardt. Richtig sei freilich auch, dass der Mensch, wohlgerne als Teil der Natur, den Eindruck hat, sich gegen die Natur behaupten zu müssen, dennoch ist es die Kultur, in der die Menschen seit vielen Jahrtausenden leben, aber es ist Natur, woraus sie hervorgeht, womit sie errichtet, wozu sie geschaffen wird und worin sie sich unablässig erneuert. Alles in allem lasse sich die vom

Menschen geschaffene Kultur als das Korsett der Natur verstehen, die mit Hilfe neue Lebenschancen bietet, ja und mit der Kultur scheinen sich ungeahnte Entwicklungsmöglichkeiten aufzutun, zu denen jedoch zu keiner Zeit die Aussicht gehört, jemals von der Natur befreit zu sein, betonte der Professor. Eine bislang unbemerkte Leistung des Glaubens liege darin, den Menschen über die Grenzen des Wissens hinaus ihm eine Bedeutung zu geben, dass er nicht verloren geht und das gelte sowohl für die Natur als auch für die Kultur und indem wir das Ganze als göttlich bezeichnen, ist es auch in sich umfassender gedacht als alles, was wir kennen oder zu kennen vermeinen. „Die Natur nimmt am Menschen eine neue Form an, und zwar in Form der Kultur und Humanität wird nur dort nicht prekär, wo eben es gelingt, eine umfassende Form des menschlichen Daseins zu gewinnen“, erläuterte der Professor. Aus diesen Gründen sieht Gerhardt das Zauberwort für die Fundierung der Humanität als ethische Selbstverpflichtung im Begriff der Kultur.

Die hybride Verfassung des Menschen

Erst in der Kultur werde der Bildhaftigkeit des Lebens eine Form gegeben, indem sich der Mensch zu Beharrlichkeit erzieht und die Kultur könne als die Verfassung der Natur betrachtet werden, in der die Entfremdung zu einer bejahten und selbstbestimmenden humanen Lebensweise wird. Mit alledem werde einsichtig, dass Natur und Kultur im und am Menschen eng verbunden sind. Dabei sei die Kultur bei aller bleibenden Abhängigkeit der Natur des Menschen, seiner Sterblichkeit, seiner Triebhaftigkeit und anderen Anlagen eine voraus liegende und verbindende Gemeinsamkeit. Diese Einsicht habe der Mensch, der sowohl Natur- wie auch Kulturwesen ist, nicht nur in seinem Lebensvollzug, sondern auch in seinem Selbstbegriff zu beachten. Dabei vermag ihm sein Selbstverständnis als Teil der Menschheit helfen. Kultur bedeute Welterschließung ebenso, wie die aus ihr hervorgehende Verpflichtung zu moralischem Handeln. „Wir verdanken der Welt und der Natur natürlich viel, aber durch die Kultur wird dieses Wissen erst umgeformt

und angereichert und auf die gemeinsame Welt gerichtet. Dieser Impuls beinhaltet einen universalistischen Anspruch“, so Gerhardt. Damit komme dem Begriff der Menschheit eine dreifache Aufgabe zu:

1. Er hält den Begriff den Ausgangspunkt menschlicher Erkenntnis fest, denn alles was dem Menschen an Welt- und Selbstbeschreibung möglich ist, vollzieht sich in der Erfahrung der Menschheit und dazu gehört der Begriff des Fühlens, Begreifens und Denkens.
2. Er führt der Menschheit zu einer Selbstaussrichtung des Menschen, denn unter dem Anspruch der Angemessenheit der Beschreibung der Welt, kann er sich dem Anspruch nicht entziehen, seinen eigenen Ansichten und Erkenntnissen angemessen zu sein.
3. Er kann seine Verbindung mit der Welt nicht von seinem individuellem Selbstverständnis lösen, denn er muss ins Zentrum seines Selbstbegriffs rücken und nur dann wird aus der Menschheit die Idee einer Selbstverpflichtung der Person, die ihre Selbstachtung daraus gewinnt, das sie die Menschheit in sich selbst zu repräsentieren sucht.

Damit erscheine der Mensch in einer Art hybriden Verfassung, lebe er doch in einem doppelten Antrieb heraus, der ihn bestimmenden Natur ebenso wie der Kultur als Form der Bewältigung der Natur. „Spätestens mit dem Übergang der Natur zu einer menschlich gestalteten Kultur gehört mehr zum Menschen als er selbst und umgekehrt bedeutet das, dass ein Mensch immer zugleich Träger der Humanität und Träger der Idee der Menschheit ist.

Damit ist angedeutet, dass der Mensch, der, sofern er etwas von sich weiß, immer auch auf den Selbstbegriff der Menschheit angewiesen bleibt, sich mit diesem Selbstbegriff von Anfang selbst ein Problem gewesen sein muss, verlangt aber der Mensch zu einer größeren Gewissheit im eigenen Selbst- und Weltverständnis, so bleibt ihm ohnehin in jeder Lebenslage nur der unverzichtbare Begleiter des Wissens - und das ist der Glaube“ betonte der Professor. Die-

ser Glaube erreiche seinen höchsten Ausdruck in seiner religiösen Form, dennoch sei es zu wenig, den Glauben nur auf das Göttliche des uns tragenden Ganzen zu beziehen, denn wir bräuchten den Glauben ebenso wie die Hoffnung, um überhaupt zurechnungsfähig und handlungsfähig zu

sein. Dabei vermag es viele Lösungen geben, allerdings um die Zielerreichung kann es für den Einzelnen nur von Bedeutung sein, wenn er sich in seinen menschlichen Eigenschaften wahrgenommen und anerkannt fühlt. „So bleibt der Mensch, selbst dann, wenn er nicht umhin können sollte,

nur sein Glück einzufordern oder auf seine Erlösung zu hoffen, ein Repräsentant der Menschheit, für die er, ob er es will oder nicht, exemplarisch ist“. Mit diesen Aussagen beendete Professor Gerhardt seine äußerst philosophisch und wissenschaftlich geprägte Vorlesung. □

Salzburger Hochschulwochen 2015

Was sollen wir tun? Was dürfen wir hoffen?

Humanität und Transzendenz

VON RAINER ZINK

Am 27. und 28. Juli erfolgte eine weitere Vorlesung mit Kolloquium durch den Univ.-Prof. Dr. Hans-Joachim Höhn aus Köln, der das Thema „Was sollen wir tun? - Was dürfen wir hoffen? Humanität und Transzendenz“ ausführte.

Professor Hans-Joachim Höhn ist 1957 in Nornborn / Westerwald geboren. Er studierte von 1976 bis 1981 Philosophie und katholische Theologie in Frankfurt an der Philosophischen-Theologischen Hochschule Sankt Georgen und an der J.W.Goethe-Universität sowie in Rom an der Päpstlichen Universität Gregoriana. 1984 promovierte er zum Doktor der Theologie an der Universität Freiburg i. Br., 1989 Habilitation an der Universität Bonn. Seit 1991 ist er Inhaber des Lehrstuhls für Systemische Theologie und seit 1995 auch für Religionsphilosophie an der Philosophischen Fakultät der Universität zu Köln. Dort ist der Professor auch seit 2012 Koordinator des Studiengangs „Religion - Kultur - Moderne“. Professor Höhn hat zahlreiche Publikationen verfasst, seine jüngste ist: „Das Leben in Form bringen. Konturen einer neuen Tugendethik“ (2014).

Theologische Selbstentscheidung

Der Kölner Theologe eröffnete seine Vorlesung mit der These, dass die Menschheit sich eingestehen müsse, dass die Fortschrittsversprechen eines progressiven Beherrschens der Bedingungen und Umstände nicht erfüllbar seien. „Eine immer weiter ausgreifende Unterwerfung der äußeren Natur durch technisches Ver-

fügungswissen und eine Erhöhung autonomer Selbstverfügung durch gentechnische Eingriffe in die innere Natur des Menschen bringen Nebenwirkungen mit sich, welche dieses lineare Fortschrittsdenken in Frage stellen“, so Höhn. Dabei setzte er die Ungewissheit der Humanität in einem „Dreiecksverhältnis“ von Anthropologie, Ethik und Theologie. Wie stellt man sich am besten an, auf menschliche Weise am Leben zu sein? Was muss ein Mensch wissen und tun, damit es ihm gut (er)geht und sein Leben möglichst gut ausgeht? Diese beiden Fragen stellte der Professor, ohne bewusst jetzt an dieser Stelle schon eine Antwort zu geben. Alle drei Disziplinen bemühen sich laut Höhn gleichermaßen um eine Begriffsklärung, doch stehe dabei die Theologie indes stets in der Gefahr, von der säkularen Vernunft nicht ernst genommen zu werden. „Religiöse Extremisten und Fanatiker bedienen sich einer religiösen Semantik, die dazu anstiftet, abgründige Zerstörungen sensibler Formen eines humanen Zusammenlebens in religiös und kulturell pluralen Gesellschaften zu erzeugen, d.h. sie benutzen die Religion als Quelle von UnMoral und InHumanität“ behauptete Höhn. Diese Gefahr eines Missbrauchs religiöser Begründungsmuster zur Legitimation inhumaner

Gewalt sei heute aktueller denn je, so Höhn unter Verweis etwa auf den IS-Terror. Wo sich dieser einer religiösen Semantik bediene, würden alle humanen Zusammenhänge zur Disposition gestellt. „Wir können nicht über den Beitrag von Religionen zur Humanität diskutieren, wenn wir nicht zuvor überlegen, wie wir ausschließen können, dass sie zur Quelle höchstmöglicher Inhumanität werden“. Vor diesem Hintergrund müsse die Vernunft in den Mittelpunkt gerückt werden. „Was der Mensch tun soll, sei nicht dadurch legitimiert, dass es Gegenstand einer religiösen Offenbarung ist, sondern die Rechtfertigung moralischen Sollens fällt in den Kompetenzbereich der Vernunft und dies hat der religiöse Glaube anzuerkennen“ bekräftigte der Professor. Zu den Anmaßungen der Religion gehöre die Zuständigkeit für die Begründung eines unbedingten (moralischen) Sollens, dennoch sei das Bemühen um ein menschenwürdiges Leben nicht durchführbar ohne die Bezugnahme auf rational Unverfügbares, das in einer religiösen Einstellung zur Wirklichkeit thematisierbar ist. Aber auch hier sei erneut die Vernunft der Kern, und diese nehme als Grundzug ihrer Rationalität den Anspruch der Widerspruchsfreiheit wahr. „Wer nach einem unbedingten „Moralprinzip“

sucht, erfasst den Anspruch der Widerspruchsfreiheit als eine Bedingung menschlichen Denkens und Handelns, die es vor Willkür, Beliebigkeit und fremdbestimmenden äußeren Einflüssen bewahrt, denn ein anderes, die Logik des Nichtwiderspruchsprinzips (NWP) formal anbietendes moralisches Sollen gibt es nicht,“ erklärte Höhn. In diesem Zusammenhang müsse das NWP ethisch unter drei Aspekten gesehen werden, der Nachhaltigkeit, der strategischen Klugheit und der Fairness.

Nachhaltigkeit: Handle so, dass der Wert, den Du anstrebst, durch Dein Handeln nicht auf Dauer und im Ganzen untergraben wird! Treibe keinen Raubbau!

Strategische Klugheit: Verfolge Deine Interessen derart, dass Du Dich auch als möglicher Unterlegener mit einer Niederlage abfinden kannst!

Fairness: Achte darauf, dass die Folgen Deines Tuns von allen davon Betroffenen akzeptiert werden können – vor allem von jenen, die unter ihren Auswirkungen am meisten zu leiden haben. „Wenn der Sollanspruch des NWP also alternativlos ist, kann es in diesem Sinne auch nur eine vernunft-autonome Moralbegründung geben“; ebenfalls sei auch der Versuch verfehlt, den Willen Gottes als Bezugsgröße anzugeben für die materielle Bestimmung desjenigen Guten, was der Mensch tun soll, „denn nur dann, wenn von Gott etwas geschätzt und gewollt wird, weil es gut (und gerecht) ist, können der Begriff Gottes als eines vollkommenen, bzw. allgütigen und allmächtigen Wesens und der Begriff des unbedingten Sollens widerspruchsfrei zusammengebracht werden“ überzeugte der Professor. Ebenfalls in christlich-theologischer Sicht gebe es keine Perspektive, dass das Gottverhältnis des Menschen eine Beglaubigungs- oder Begründungsfunktion für die Vollzüge der praktischen Vernunft erfüllt.

Vernunft und Glaube

Ein weiteren Lösungsansatz verfolgte Professor Höhn damit, dass er die Religion mit der Vernunft gegenüber stellte und somit die Unterschiede von Vernunft und Glaube behandelte.

Wie schon von Höhn erwähnt sei das Bemühen um Humanität nicht durchführbar ohne Bezugnahme auf rational Unverfügbares, das in einer religiösen Einstellung zur Wirklichkeit thematisiert werden kann und deshalb sollten sich Religion und Glaube als das vernunftgemäße Andere der Vernunft erweisen, indem sie

- jenes der Vernunft unverfügbare Andere erschließen, zudem die Vernunft ein Verhältnis aufnehmen muss, um ihre selbstgestellten Aufgaben erfüllen zu können,
- das dem Zugriff der Vernunft entzogene vernunftwidrige Andere überwinden bzw. entmachten.

Eine auf der Autonomie der Vernunft basierende Ethik ist auf Voraussetzungen angewiesen, deren Erfüllung sie mit eigenen Mitteln nicht sichern kann, da die Bedingungen moralischen Handelns oftmals nicht genügen, diese in die Praxis umzusetzen. Dabei verweisen religiöse Semantiken auf die Verstrickung des Vermögens, das Gute zu erkennen, mit dem Unvermögen bzw. Unwillen, das Gute zu tun. Auch der Vortragende hat in seiner Vorlesung dazu Bezug genommen, denn er zitierte den Römerbrief 7, S. 18-19: „Das Wollen ist in mir vorhanden, aber ich vermag das Gute nicht zu verwirklichen. Denn ich tue nicht das Gute, dass ich will, sondern das Böse, dass ich nicht will“. Einen weiteren Ansatz verfolgte der Professor, indem er die These aufstellte: Was der Mensch soll – und wofür er nichts kann: Auf der Suche nach maßgeblichen Maßstäben mit dem Ziel der Herstellung von Daseins-, Welt- und Selbstakzeptanz. Auch hier begann er mit einem Zitat, diesmal von B. Recki: „Der Mensch ist das Wesen, das von seiner Konstitution gar nicht anders kann, als aus den vorgefundenen Verhältnissen und dabei aus sich selber etwas zu machen“.

In einer Gegenüberstellung von Moral und Religion fuhr Höhn mit seiner Vorlesung fort, um hier mögliche Lösungsansätze aufzuzeigen. Bei der Moral fuhr er den Ansatz: Suche nach Maßstäben menschlichen Tuns, nach denen sich die Verantwortbarkeit der Folgen dieses Tuns bemisst, während er bei der Religion vorschlug: Suche nach unverfügbaren Bedingungen menschlicher Selbst- und Daseins-

akzeptanz, die für menschliches Tun „sinnstiftend“ sind.

Moralische Weltverbesserungen

Zum Ende seiner Vorlesung verfolgte der Professor in einem Exkurs die Welt-, Daseins-, Selbstinakzeptanz des Menschen. Dabei stellte er folgende Thesen vor:

1. Existieren heißt für den Menschen: eine Welt übernehmen, in der nicht alles von sich aus annehmbar ist. Zum Akzeptieren einer veränderungsbedürftigen Welt muss er davon ausgehen, dass es nicht gleichgültig ist, Dinge in der Welt zustimmungsfähig zu gestalten. Auch im Hinblick auf das Eigensein der Welt muss es ein sinnvolles Tun sein.
2. An einer Verbesserung menschlicher Lebensverhältnisse zu arbeiten, ist nur sinnvoll, wenn die Welt nicht von vornherein etwas unaufhebbar Misslungenes bzw. Absurdes darstellt.
3. Das Ziel menschlichen Bemühens um ein sinnvolles Dasein müsste zugleich dessen Ursprung sein: ein Dasein, dass per se zustimmungsfähig ist.

Aus diesen Thesen heraus vervollständigt Höhn seinen Schluss mit den Aussagen: Ein religiöses Ethos verfügt in Fragen der Begründung von Normen, Werten und Tugenden nicht über Einsichten, die über das Potential der autonomen Vernunft hinausgehen. Allerdings kann es den Horizont des Entdeckungszusammenhangs von Werten und Normen menschlichen Handelns erweitern. Religiöse Traditionen vermitteln darüber hinaus ein handlungsermöglichendes Verhältnis zu den unverfügbaren Sinnbedingungen moralischen Bemühens um Moralität und Humanität. Für die Theologie bedeute dies den Aufruf zu einer säkularen Selbstbescheidung. Man müsse etwa die religiös-theologische Angewohnheit ablegen, von einer prinzipiellen religiösen Zuständigkeit für die Begründung moralischer Normen und des menschlichen Sollens auszugehen. Moralische Weltverbesserungen seien nur sinnvoll, wenn die Welt bereits von sich aus so gut ist, dass sie es wert ist, verbessert zu werden. Dabei müsse die Vernunft beziehungsfähig

sein für ein Anderes, das jene „transrationalen“ Ressourcen der Moralität erschließt, von denen sie zehrt, ohne sie selbst hervorbringen zu können. Ohne dieses vernunftgemäße Ande-

re droht der Vernunft ihre Moralität der Vernunft abhanden zu kommen. „So stehe es der Vernunft letztlich gut zu Gesicht, in Fragen der Humanität und Moralität den Dialog mit der Re-

ligion zu suchen, aus einer berechtigten Renditeerwartung heraus“. Mit dieser Aussage beendete der Professor seine äußerst wissensreiche Vorlesung. □

Salzburger Hochschulwochen 2015

Resilienz – das Geheimnis der psychischen Widerstandskraft

VON RAINER ZINK

Auch die zweite Vorlesungsreihe sollte äußerst spannend werden, denn auch hier wurden zwei bekannte Wissenschaftler präsentiert, die sich mit dem Thema „Prekäre Humanität“ ständig befassen. So begleitete diese Vorlesungsreihe Professor Dr. Renn mit seiner Thematik „Wissenschaft als Menschheitsgedächtnis und Handlungspotential“. Hier wird im Weiteren der Generalsekretär der AKS, Oberst a.D. Bernhard Meurers näher darauf eingehen. Zum anderen gestaltete diese Vorlesungsreihe die durch ihren Bestseller „Resilienz“ bekannt gewordene Autorin Dr. Christina Berndt, die die Thematik „Resilienz - das Geheimnis der psychischen Widerstandskraft“ vorstellen wollte.

Doktor Christina Berndt ist 1969 in Emden geboren. Sie studierte Biochemie in Hannover und an der Universität Witten/Herdecke. Anschließend war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin am Deutschen Krebsforschungszentrum in Heidelberg, wo sie ihre Promotion vorbereitete. Für ihre Arbeit über CD4- und CXCR4-vermittelte Apoptose (kontrollierter, durch Genexpression gesteuerter „Selbstmord“ der Zelle) als möglicher Mechanismus der T-Zell-Depletion bei AIDS im Labor von Peter H. Krammer wurde sie mit dem Promotionspreis der Deutschen Gesellschaft für Immunologie ausgezeichnet. Während der Promotion schrieb sie für die Rhein-Neckar-Zeitung über medizinische Themen und Forschung. In den folgenden Jahren war sie als Praktikantin bei der Deutschen Presseagentur, dem Süddeutschen Rundfunk, dem Spiegel, beim Bild der Wissenschaft und der Süddeutschen Zeitung tätig. Seit März 2000 ist sie Redakteurin im Ressort „Wissen“ der Süddeutschen Zeitung mit den Themenschwerpunkten Medizin und Lebenswissenschaften. Im Jahre 2006 erhielt sie den „European Science Writers Award“, den Ehrenpreis für Redakteure und Journalisten für Leistungen und die Förderung von Wissenschaftsjournalismus in Europa und im Jahre 2013 wurde ihr der „Wächterpreis der deutschen

Tagespresse“ für ihre Recherchen zu Unregelmäßigkeiten und Fehlentwicklungen in der deutschen Transplantationsmedizin, die dazu beitragen, die gesetzlichen Grundlagen der Organspende neu zu regeln, verliehen. Ihr Bestseller über Resilienz erschien 2013 bei dtv in München und steht seit Mitte 2013 fast ununterbrochen auf der Spiegel Bestsellerliste. Bis 2014 folgten noch insgesamt 11 weitere Auflagen und 2015 erschien dieses Buch in einer Neuauflage und wurde bereits bis heute in acht Sprachen übersetzt.

Resilienz – Strategie?

Das Thema psychische Widerstandskraft scheint die Menschen zu faszinieren, denn nicht umsonst steht das Buch Resilienz von Christina Berndt nach wie vor auf der Bestsellerliste. Auf die Bedeutung von Religion als Faktor der psychischen Widerstandskraft in Belastungs- und Stresssituationen hat Berndt in ihrer Vorlesung hingewiesen. Vorab allerdings verdeutlichte sie Resilienz am Beispiel der 18-jährigen Österreicherin Natascha Kampusch, die insgesamt acht Jahre in der Gewalt ihres Entführers war, dabei in einem fünf Quadratmeter Verlies im Keller eingesperrt und ihrem Entführer willenlos ausgeliefert. Schon zwei Wochen nach ihrer Flucht trat Natascha

im Fernsehen auf und die Zuschauer konnten das Maß an innerer Stärke, das sie präsentierte, kaum fassen. Anhand dieser realen Geschichte zeigte sich auf beeindruckende Weise, was Resilienz bedeutet, nämlich die Fähigkeit, Krisen, Herausforderungen und Schicksalsschläge zu bewältigen, ohne daran zu zerbrechen. Alle Menschen müssen größere oder kleinere Schicksalsschläge verkraften, doch wie sie damit umgehen, darin unterscheiden sie sich gewaltig. Während der eine in eine Depression versinkt, fasst der andere bald neuen Lebensmut. Resilienz ermögliche es dem einen Unternehmer, nach dem Bankrott seiner Firma, gleich wieder neue Ideen zu entwickeln, während der andere sich aufgibt. Oder Resilienz Sorge dafür, dass ein Mensch nach dem Ende einer großen Liebe bald wieder neuen Sinn im Leben findet, während ein anderer seinen Kummer im Alkohol ertränkt. Oder Resilienz helfe auch, den Tod eines Partners zu verwinden oder eine schwere Krankheitsdiagnose zu bewältigen, ohne den Lebensmut zu verlieren. „Viele Menschen würden gerne mehr Resilienz haben, ein bisschen Hornhaut auf der Seele, eine Stärke, die hilft, aus unangenehmen Situationen das Beste zu machen“, erklärte die Wissenschaftsjournalistin. Resilienz könne man mehren, die seelische Stärke sei nur am Rande

eine Frage der Persönlichkeit, vielmehr handle es sich bei Resilienz vor allem um Strategie und dies sei von unschätzbarem Vorteil, denn das bedeutet, dass man Resilienz ein Stück weit lernen kann. Dazu sei es sinnvoll, das Phänomen zu verstehen und deshalb forschten auch viele daran, was Menschen zu einem psychisch gesunden Leben befähigt, was sind die Strategien und die Ressourcen, die den Lebenstüchtigen helfen, sich durch Krisen zu manövrieren?

Resilienz ist erlernbar

In aufwendigen Studien sei es den Wissenschaftlern gelungen, vieles über resiliente Menschen, heraus zu finden. Deshalb haben diese Wissenschaftler auch ganze Listen von Eigenschaften, Verhaltensweisen und äußeren Faktoren erstellt, die Menschen stark machen. Dazu gehören neben Selbstbewusstsein, Pragmatismus, positivem Denken, Ausdauer, dem Glauben an die Zukunft, Durchsetzungsvermögen, der Fähigkeit zur aktiven Problemlösung, dass es im Leben nun einmal schwierige Phasen gibt, auch Bindungsfähigkeit, verlässliche Bezugspersonen und soziale Kompetenz dazu. „Wer resilient ist, weiß oder spürt, auf welchem Wege er Herausforderungen bewältigen oder Krisen überstehen kann, ohne daran zu verzweifeln“, so Berndt. Dabei sei Resilienz keine immerwährende und zu jeder Zeit gültige Eigenschaft des Menschen, vielmehr gebe es für jeden von uns Situationen, in denen wir stärker sein können, und andere Situationen, in denen wir besonders verletzlich sind. Das Geheimnis der Resilienz bestehe laut Berndt in einem Perspektivwechsel und einem bewussten Trainieren der Kompetenzen, die den Menschen widerstandsfähiger machen. Deshalb zähle zu den weiteren Faktoren, die stark machen auch die Erfahrung von Sinnhaftigkeit im Leben, von Selbstwirksamkeit, aber auch Realismus, Temperament und Humor. Diese Kompetenzen ließen sich durchaus trainieren, obwohl ein gewisses Maß an psychischer Stärke oder Verletzlichkeit dem Menschen schon angeboren sei. Es wurden sogar schon Gene gefunden, die Menschen anfälliger für Depressionen machen, und andere Gene, die Menschen

eher schützen. Aber ein erheblicher Teil der Resilienz entstehe auch aus der Erziehung und der Lebenserfahrung und deshalb könne der Mensch auch nur lernen mit Krisen umzugehen, wenn er ab und zu eine erlebt. Aber nicht nur Krisen können unsere Psyche stärken, sondern auch positive Grundhaltungen und Erlebnisse. Positiv wirkten sich insbesondere Grundhaltungen, wie Dankbarkeit, Neugier und Enthusiasmus auf die psychische Gesundheit aus. Dazu zähle auch Spiritualität und Religiosität, die eine Grundhaltung der Dankbarkeit etwa der Schöpfung gegenüber förderten. Einer der wichtigsten Parameter für Resilienz sei Optimismus. Ein positiver Blick auf die Welt, der Gedanke, dass Veränderungen auch etwas Gutes bedeuten können, selbst wenn sie zunächst negativ erscheinen, macht stark, weil er auch in schwierigen Situationen Perspektiven eröffnet, statt diese zu zerstören. Eine der zentralen Übungen, mit denen man den Optimisten in sich wecken kann, nennt Seligman „The Hunt the Good Stuff“, das bedeutet den guten Stoff aufstöbern, so Berndt. Dies sei gar nicht so schwierig, denn Seligman empfehle, vor dem Zubettgehen drei Dinge aufzuschreiben, die am Tag gut gelaufen sind. Dass das funktioniert,

hätten Studien gezeigt: Menschen, die abends nur eine Woche lang das Gute Revue passieren ließen, hatten im Vergleich zu Menschen, die einfach nur Erlebnisse aufschrieben, ohne sich auf das Positive zu fokussieren, noch sechs Monate nach Abschluss des Trainings eine optimistischere Grundhaltung und weniger depressive Symptome. „Wer weiß, wofür's gut ist? sagte meine Oma immer, wenn ich meinte, dass mir etwas Unangenehmes passiert sei. Das ist eine Haltung der Resilienten, genau wie Barack Obamas Schlachtruf: Yes, we can – der Glaube an sich selbst also; die Überzeugung, seine eigene kleine Welt, das Umfeld verändern zu können und nicht Spielball anderer zu sein“. Diese positive Weltsicht könne man trainieren. Man könne täglich seinen Blick schärfen für das, was einem Gutes widerfährt, statt traurig über das zu sein, was nicht so gut lief. Auch sollte man seine eigenen starken, guten Eigenschaften mehr wertschätzen, statt unzufrieden mit den vielleicht nicht so hilfreichen Eigenschaften zu sein. „Wer beginnt, das zu trainieren, hat schon viel für seine Resilienz getan“. Mit diesen Worten beendete Dr. Berndt ihre Vorlesung, die bei den Zuhörern wahre Begeisterung hervorrief. □

Leidenschaften bestimmen unser Leben – domestiziert und entfesselt, öffentlich und privat, verschwiegen, abgründig. Leidenschaften wirken so kreativ wie zerstörerisch. Sie verkörpern Lebensmacht und Lebenslust. Sie vitalisieren und sind nicht selten tödlich. An ihnen zeigt sich, was im Leben gelingt, aber was auch nicht oder nie aufgeht: woran wir laborieren, was uns im Leben am Leben fehlt.

Von „Gottespassion“ spricht Johann Baptist Metz, um diese existenzielle und gesellschaftliche Dialektik ins Politisch-Theologische zu übersetzen. Die Leidenschaft für Gott, biblisch ein Leitmotiv der Gottesbestimmung, entspricht die Leidenschaft Gottes für den Menschen. Ein bloßer Anthropomorphismus? Das Christentum entdeckt in dieser Gottesleidenschaft die Antriebskräfte humaner Entwicklung und verbindet sie mit der Wirklichkeit Gottes selbst.

Die Salzburger Hochschulwoche 2016 folgt diesem Impuls, indem sie eine eigene Geschichte der Leidenschaften erzählt: im Raum von Beziehungen und starken Gefühlen, im Zeichen kultureller Praktiken, im Horizont unserer Zeitwahrnehmung, im Modus empathischer Zustände, anhand konkreter Orte. □



Wissenschaft als Menschheitsgedächtnis und Handlungspotential

Vorlesung Prof. Dr. Jürgen RENN anlässlich der SHW

KURZBERICHT VON BERNHARD MEURERS¹

Es geht um die Handlungsmöglichkeiten, welche durch die Wissenschaft und Technologie des 21. Jahrhunderts eröffnet werden. Die Frage ist, was bedeutet das für das Selbstverständnis des Menschen und sein Handeln in einer ohnehin immer prekäreren Humanität. Das darauf bezogene Nachdenken und Reflektieren ist wesentliches Element von Humanität und Humanums, des Menschen als Person, überhaupt. Dazu braucht es aber ein gehöriges Maß Erinnerung an die Geschichte des Wissens. Denn die Selbstbestimmung des Menschen hängt davon ab, in welchem Ausmaß dieses Erinnern in das Nachdenken und Reflektieren einbezogen wird. Professor Dr. Jürgen RENN² unterstrich in seinem Vortrag die wesentliche Stellung, die ein Konzept des Wissens für die Selbstbestimmung des Menschen im 21. Jahrhundert haben muss. RENN stellte zunächst in zehn Thesen fest, dass das „Holozän“³ mit seinen relativ stabilen Parametern zu Ende sei und durch das „Anthropozän“⁴ abgelöst worden sei, eine Epoche, die eine „enorme Beschleunigung der von Menschen ge-

machten Krisenphänomene bezeichnet (These 1).

Es sei daher eine Wissenschaft nötig, die in „ihren Problemlösungen zunehmend auf die Berücksichtigung von sozialen und kulturellen Kontexten sowie lokalen Perspektiven eingeht.“ (These 2). Wissenschaft muss dabei als „Menschheitsgedächtnis“ dienen und den Weg bewusst machen, auf den die Menschen von heute gelangt sind (These 3).

Deshalb müsse die Wissenschaft sich der Herausforderung stellen, neue Ressourcen zu erschließen, um den miteinander vernetzten Krisen ökologischer, wirtschaftlicher und sozialer Natur wirksam zu begegnen: „wir können uns heute nicht mehr einfach in die Büsche schlagen.“

„Religion könne hier gute Dienste leisten, weil sie nicht nur umfassende Wissenssysteme bereithält, sondern aus ihrem Weltverständnis heraus Handlungssysteme und vor allem Wertvorstellungen generieren kann. RENN bezweifelt allerdings, dass Religion allein dazu in der Lage sei, genügend lebensorientierte Kraft aus sich heraus zu mobilisieren. Die Evolution menschlichen Wissens vollzieht sich in einer erweiterten Evolution: durch menschliches Handeln werde, absichtlich oder unabsichtlich, die Umwelt verändert, was dann wiederum auf zukünftiges Handeln zurückwirkt; das heißt, was der Mensch heute tut, hat Auswirkungen auf zukünftiges Tun (These 4). Die Wissenschaft müsse dazu in der Lage sein, denn sie verfüge über ein bisher nicht ausgeschöpftes Potential, Lebensorientierung zu geben (These 5).

Was sie allerdings bisher versäumt hat, ist „die Größe der Wissenschaft an dem Maßstab dessen zu messen, was die Religionen in vergangenen Jahrtausenden für die Lebensorientierung

der Menschen geleistet haben (These 6). Wissenschaft sei nichts anderes als die bloße Spitze eines Eisberges, dessen Substanz ein Weltwissen ist, das ständig kulturellen und geschichtlichen Wandlungen unterworfen ist (These 7). Der wesentliche Mechanismus für den daraus resultierenden Strukturwandel von Wissenssystemen und einer begrenzten Steuerung von Wissensentwicklung sei Reflexion: das Denken über das Denken und seine Erzeugnisse (These 8).

So kann beispielsweise die Energiewende nur dann gelingen, wenn neues Wissen, vor allem über damit verbundene gesellschaftliche Auswirkungen, gewonnen wird. Dies trifft nicht zuletzt auch für die Problematik der Migration zu (These 10).

An alle dem kann die Menschheit nicht mehr vorbei gehen. „Wir können uns nicht mehr einfach seitwärts in die Büsche schlagen.“ (These 10). Damit schließt RENN seine Ausführungen. □

Redaktionsschluss für

**AUFTRAG
300**

*Montag,
23. 11. 2015*

1 Quelle: persönliche Mitschrift, Anführungszeichen bedeuten die möglichst wortgetreue Wiedergabe im Sinne eines Zitats.

2 Geb. 1956 in Moers. Promotion 1987 in mathematischer Physik an der TU Berlin. 1991 übernahm er mit Peter Damerow die Arbeitsstelle Albert Einstein am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung in Berlin. Renn hat eine Honorarprofessur für Wissenschaftsgeschichte an der Humboldt-Universität Berlin und an der FU Berlin inne. Er ist Mitglied der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina und der Deutschen Physikalischen Gesellschaft sowie Vorstandsmitglied des Berliner Exzellenzclusters Topoi und des Berliner Antike-Kolleg

3 Gegenwartsepoche

4 Menschheitsepoche

Der Weg zum Terroristen

Kriminalpsychologische Aspekte der Radikalisierung

Vorlesung Dr. Ursula Gasch¹ anlässlich der Salzburger Hochschulwochen

KURZBERICHT VON BERNHARD MEURERS

Die Frage, wie Menschen zum Terroristen werden, wie und ob man das verhindern kann, wird immer aktueller, nicht nur für die Sicherheitsbehörden, sondern auch für die Politik und die ganze Gesellschaft heute. Dr. Ursula GASCH aus Tübingen beleuchtete in einer sehr spannenden Vorlesung die kriminalpsychologischen Aspekte der Radikalisierung.

Was ist Terrorismus?

Es gibt,¹so Frau Dr. Gasch, keine allgemein akzeptierte wissenschaftliche Definition von Terrorismus. Die besondere Schwierigkeit dabei ist, die Abgrenzung von Terrorismus und politischem Widerstand zu treffen. Es ist überhaupt schwierig, Definitionen zu manifestieren, die nicht von politischen oder sonstigen Interessen beeinflusst sind. Terrorismus ist jedenfalls die Waffe derjenigen, die einen schnellen Wandel herbeiführen wollen, aber zu wenige sind, um sich entweder in einem demokratischen System durchzusetzen oder mit einiger Aussicht auf Erfolg Krieg führen zu können. (Louise Richardson 2007).

Merkmale und Ziele des Terrorismus

Nach Richardson gibt es sieben Merkmale des Terrorismus:

- ein Terrorist ist politisch motiviert,
- Terroristen gehen gewaltsam vor und drohen Gewalt an,

- Zweck des Terrorismus ist die Verkündung einer Botschaft - nicht das Besiegen des Feindes,
- der Terrorakt und die Opfer haben regelmäßig symbolischen Charakter,
- Terrorismus ist die Vorgehensweise auf substaatlicher Ebene, nicht von Staaten,
- Die Gewaltopfer und das Publikum, das die Terroristen erreichen wollen, sind nicht identisch und austauschbar,
- Terrorismus richtet sich bewusst gegen Zivilisten.

Was die Ziele anbelangt, so kann man zweierlei unterscheiden:

- nämlich begrenzte Ziele, das sind politische Ziele, die erreicht werden können, ohne das politische System umzustürzen (verhandelbar, Kompromisse wie z.B. lokale Autonomie statt völliger Unabhängigkeit) oder
- grundsätzliche Ziele. Diese erfordern die Zerstörung des regionalen staatlichen Systems und sind nicht verhandelbar.

Terroristen sind meist von der Gemeinschaft isoliert, das heißt ohne finanzielle Unterstützung und auf kriminelle Aktivitäten angewiesen (Sozialrevolutionäre wie z.B. die Rote Brigaden oder die RAF). Oder es handelt sich um eine „Komplizen-Gesellschaft“: Die Bevölkerung schaut dabei weg, unterstützt und verherrlicht die Organisation oder deren Mitglieder (Ethnonationalistische Gruppierungen wie PKK, ETA, IRA).

Einsamer Wolf-Lone Wolf

Seit einiger Zeit gibt es allerdings in Sachen Terrorismus neue Trends,

die von der Organisation weg hin zum Einzeltäter führen. Terrornetzwerke waren gestern. Heute ist es der „lone wolf“. Die Merkmale dieses „Einsamer – Wolf“-Terrorismus sind intendierte Akte, begangen durch Einzelpersonen, die sich größtenteils selbst eine Ideologie aneignen. Sie operieren individuell und gehören keiner Terrororganisation oder einem Netzwerk an. Sie handeln ohne direkten Einfluss eines Anführers oder irgendeiner Befehlshierarchie.

Selbstsicht der Terroristen

Terroristen haben meist eine einfache gut-böse Weltsicht, identifizieren sich mit dem Leid anderer Menschen und haben den Wunsch nach Rache. Moral und Altruismus stehen im Gegensatz zu Eigennutz, Verteidigung im Gegensatz zu Aggression. So ist in der Regel ihre Selbstsicht.

Beispiele hierfür sind

- Arid UKA, geboren 1990 in Kosovska Mitrovica. Er hat am 02.03.2011 am Frankfurter Flughafen einen Mordanschlag auf US Soldaten verübt, die auf dem Weg zu ihren Einsatz in Afghanistan waren. Es gab zwei Tote und zwei Schwerverletzte. UKA lebt seit 1991 in Deutschland, ist durch die Familie säkular geprägt, Gymnasiast und gelangt durch Foren Inhalte und Diskussionen im Internet zu der Überzeugung, dass sich seine Glaubensbrüder und -Schwestern im permanenten globalen Krieg mit den USA befinden.
- OSAMA BIN LADEN: „Gott weiß, dass wir nicht den Plan hatten, die Türme anzugreifen, aber die Idee

¹ geb. 1965 in Ettlingen. Studium der Rechtswissenschaften, Kriminologie und Psychologie an der Universität Tübingen. Fachpsychologin für Klinische Psychologie und Notfallpsychologin BDP. Langjährige Tätigkeit als Beraterin der deutschen Polizei - speziell in den Bereichen Geiselnahme, Entführungen und Erpressungen, psychotherapeutische Spezialisierung: Auswirkung traumatischer Ereignisse auf Einsatzkräfte (Polizei/Militär) und Opfer von Gewaltverbrechen. Fortgesetzte Lehrtätigkeit an diversen Ausbildungseinrichtungen. Internationale Tätigkeit als forensisch-psychologische Sachverständige für die Justiz.

überkam mich, als die Unterdrückung unseres Volkes in Palästina und im Libanon und die an ihm begangenen Gräueltaten durch die amerikanisch israelische Allianz zu weit gingen. Die ganze Welt sah, was geschah, tat aber nichts ... Ideen setzten das Verlangen frei, etwas gegen das Unrecht zu tun ... machten mich fest entschlossen, die Unterdrücker zu bestrafen“ (Interview mit Osama bin Laden von John Miller BBC News ABC Mai 1998)

- Bei Anders BREIVIK lässt sich die Selbstsicht von Terroristen gut erkennen, wenn er schreibt :... „er handele im Namen von Millionen von Patrioten die sich nicht an die „islamische Sklaverei „verkaufen lassen wollen, und müsste das auch deutlich machen, wozu Festnahme und Prozess gute Möglichkeiten seien.“ Die Festnahme sei der „Beginn der Propagandaphase“. Der Prozess schaffe die Möglichkeit, die Weltbühne zu sein, was man ausnutzen müsse. Für die Bewegung sei man nun ein „lebender Märtyrer“, der eine genügend einflussreiche Position erreicht habe, um eine nationale oder paneuropäische Dachorganisation ...“ zu schaffen (Quelle: sein Manifest 2083 European declaration of independence)

Ähnlich die Selbstsicht eines aus Solingen stammenden IS Kämpfers im Interview:

„Haben sie eigentlich mit ihren Eltern noch Kontakt? Man kann ja über Skype Kontakt halten?“

„Ab und zu, ja.“

„Und was sagen sie dazu, dass sie jetzt einen so gnadenloser Kämpfer geworden sind?“

„meine Eltern wissen, dass ich kein Mensch bin, der ohne Grund und ohne Sinn für Gerechtigkeit irgendwelche Leute tötet.“ (Zitat aus „Inside IS“ von J. Todenhöfer, 2015)

Terrorismus als politisch motivierte Kriminalität (PMK)

Terrorismus als politisch motivierte Kriminalität stellt sich in Zahlen, wie in nachstehender Tabelle dar. Als PMK werden Delikte erfasst, die einen oder mehrere Straftatbestände der klassischen Staatsschutzdelikte

erfüllen. Auch Straftaten, die in der allgemeinen Kriminalität begangen werden, fallen PMK, wenn in Würdigung der Gesamtumstände der Tat und oder der Einstellung des Täters Anhaltspunkte für eine politische Motivation gegeben sind.

Extremistische Gewalttaten	2013	2014	
PMK-rechts	821	990	+23,0%
PMK-links	1110	995	-12,4%
PMK-Ausländerkriminalität Sicherheitsgefährdende und extremistische Bestrebungen von Ausländern	76	259	+240,8%
PML -Sonstige	51	61	+19,1%
Gesamt	2038	2305	+13%

Gemäß Verfassungsschutzbericht SBK 2014 betrug das rechts-extremistische Potential Ende 2014 insgesamt 21.000 Personen und war gegenüber 2013 leicht rückläufig (21.700). Davon waren 10500 Personen davon waren gewaltorientierte Rechts-extremisten. Die Zahl der Straftaten gegen Asylbewerber-Unterkünfte im Jahr 2014 (170) hat sich gegenüber 2013 (55) mehr als verdreifacht. Im Gegensatz dazu ist im rechtsextremistischen Demonstrationsgeschehen ein rückläufiger Trend festzustellen. Der Kern des rechtsextremen Netzwerkes „Nationalsozialistischer Untergrund (NSU, Zschäpe, Böhnhardt und Mundlos)“ ist im Zeitraum von 2000 bis 2007 offenbar für den Tod von insgesamt zehn Menschen verantwortlich. Es werden inzwischen aber mehr Morde seit 1990 mit dem rechtsextremen Umfeld in Verbindung gebracht nämlich insgesamt 75. Die ganze NSU dürfte über 100 Personen umfassen. Deutschland blieb nicht wie andere europäische Länder bisher von einem Terroranschlag mit islamistischem Hintergrund verschont. Allerdings sind eine beträchtliche Reihe vereitelte Anschläge seit 2002 zu verzeichnen.

Bedrohungspotential: Rückkehrer

Großes Bedrohungspotential für Deutschland liegt in den Rückkehrern aus Syrien und Irak. In der Regel sind diese propagandistisch

geschult, militärisch ausgebildet und kampferprobt. Anzeichen von Verrohung, Brutalisierung und Gewöhnung an Gewalt werden bei diesen Personen zunehmend offenbar. Solche, die ein Training in einem Ausbildungslager absolviert und aktiv an Kampf-

handlungen involviert waren, stellen ein erhebliches Sicherheitsrisiko dar. Derzeit werden etwa 40 Top-Gefährliche rund um die Uhr polizeilich überwacht. Pro Kopf sind 32 Polizisten abgestellt.

Wenig Erklärung für Terrorismus

Auf gesellschaftlicher Ebene lässt sich Terrorismus nur unzureichend erklären. Er findet häufiger in Entwicklungsländern statt, vor allem dann, wenn sie eine rasche moderne Modernisierung erleben. Wandelnde wirtschaftliche Bedingungen fördern Instabilität, der die gewachsenen lokalen Machtstrukturen nicht gewachsen sind. Mit Armut und Benachteiligung gibt es allerdings keinen unmittelbaren Zusammenhang, jedoch einen mittelbaren mit relativer Armut. Einst hat man sich nur mit der Armut der Nachbarn verglichen, aber der Gegensatz zwischen westlichen Reichtum und beispielsweise arabischer Armut wird heutzutage täglich aufs Neue in die kleinen Häuser der Leute ausgestrahlt. Nicht das absolute Maß an Armut ist entscheidend, sondern die eigene Position im Vergleich zu anderen! Risikofaktor für Neigung zu Terrorismus ist sicher auch hohe Arbeitslosigkeit und die Verschiebung demografischer Entwicklungen. So können Bevölkerungsstrukturen aufstrebender Gesellschaften sich zu unverhältnismäßig vielen jungen Menschen hin verschieben, welche die Wirtschaft dann

nicht aufnehmen kann (Vgl. Louise Richardson 2007).

Auch strukturelle Probleme und Benachteiligungen führen nicht von vornherein zum Terrorismus. Wäre dies so, könnte dies das vergleichsweise weltweit geringe Aufkommen von Terroristen kaum erklären. Und außerdem gibt es viele Terroristen, deren soziale Ausgangsbedingungen hervorragend sind.

Religion und Terrorismus

Was Religion und Terrorismus angeht, so hat die Zahl terroristischer Organisationen mit religiösem Hintergrund in den letzten 30 Jahren zugenommen. Diese agieren transnationaler als rein säkular motivierte Gruppen und sind wenig zurückhaltend. Religion und Terrorismus hängen aber nicht untrennbar zusammen und religiöse und politische Grenzen haben noch nie übereingestimmt. Politische und religiöse Motive sind oft schwer zu trennen, wie im Islam, wo das Zusammenspiel von Religion und Politik zentraler Bestandteil ist. Der Islam kennt keine Aufteilung von privat und öffentlich und es hat auch kein islamisches Äquivalent zur Aufklärung – geschweige denn zur Reformation – gegeben, welches zur Trennung zwischen Religion und Staat hätte führen können.

Religion kann allerdings auch als Verbindung zwischen Privatem und Politischem fungieren. Der islamische Fundamentalismus rechtfertigt genau damit den Gebrauch von Gewalt im Interesse eines höheren Gutes. Die Botschaft islamischer Fundamentalisten nutzt den Umstand, dass es nie zu einer legalen oder konstitutionellen Trennung von Staat und Religion gekommen ist. Es wird aufgerufen, soziale und wirtschaftliche Probleme den korrupten säkularen Führern der jeweiligen Region und den bösen externen Unterstützern anzulasten. Dabei beruft er sich auf die ruhmreiche Vergangenheit des Islam, dramatisiert die Erniedrigungen in der Gegenwart und zeichnet die Vision der glorreichen Zukunft.

Problematik der Radikalisierung

Im zweiten Teil ihrer Vorlesung befasste sich Dr. Gasch mit dem Problem der Radikalisierung und sagte:

Kein Mensch wird als Terrorist geboren. Ein terroristischer Akt markiert regelmäßig den Gipfel eines vorangegangenen Radikalisierungsprozesses. Ein Mensch kann radikalisiert werden. Der eine mehr der andere weniger. Radikalisierung ist die wachsende Bereitschaft einer Person, weitreichende Veränderungen in der Gesellschaft zu verfolgen und zu unterstützen, die mit der existierenden Ordnung in Konflikt stehen oder diese gefährden.

Radikalisierung ist eine persönliche Entwicklung, in der ein Individuum extreme politische, soziale und religiöse Ideale übernehmen und in der die Zielerreichung die Anwendung wahlloser Gewalt rechtfertigt. Es ist ein mentaler und emotionaler Prozess, der eine Person darauf vorbereitet oder motiviert, sich gewalttätig zu verhalten bzw. Gewalttaten direkt zu unterstützen. Als Beispiel wird der deutsche Michael BAUMANN angeführt. Dieser berichtet, dass ein deutscher Polizist ohne provoziert worden zu sein den Studenten Ohnesorg erschossen hätte, was ihn zum Terroristen hätte werden lassen.

Besonders empfänglich sind ohnehin gewaltbereite Menschen, da sie ihren Hang zu Gewalttätigkeit ausleben können. Auch Jugendliche und junge Erwachsene sind es, wenn sie labile Persönlichkeiten sind, in akuten Lebenskrisen stehen oder aus zerrütteten Familien kommen.

Die virtuelle Welt und das Internet sind Komplizen der Radikalisierung. Sie bieten die Möglichkeit, sich Ideologien und Gemeinschaften anzuschließen, sich selbst darzustellen und Ideologien zu verbreiten. Sie liefern Anleitungen taktischer Art zum Bauen von Waffen, bieten kostengünstige Trainingsmöglichkeiten rund um die Uhr und im Verborgenen. So entste-

hen die einsamen Wölfe von denen es zwei Arten gibt. Diejenigen, die Teil der virtuellen Gemeinschaft sind und Massenmörder mit einer selbstgebastelten wahnsinnigen Ideologie. Wann wird jemand zum gefährlichen einsamen Wolf? Hier werden Faktoren angeführt, die sich aus persönlichen Dispositionen ableiten, aus psychischen Krankheiten, akuten Lebenskrisen, fehlender Programmierung von Einsatzkräften oder auch verzweifelte Suche nach Sinn.

Allerdings kann man diesen Erklärungsversuchen nicht unbedingt zustimmen. Denn wäre Radikalisierung als Prozess Voraussetzung und könnte der Mensch so einfach radikalisiert und vielleicht auch wieder entradikalisiert werden, dann wäre er wohl sehr fremdbestimmt. Wo blieben dann Verantwortung und Schuld?

Schlussgedanken

In ihren Schlussgedanken meinte Dr. Gasch schließlich, es koste einem gewöhnlichen Menschen extrem viel Überwindung, einen anderen von Angesicht zu Angesicht zu töten – ohne gehörige Programmierung und (reale) Desensibilisierung ginge das nicht. Nicht zu unterschätzen seien psychische Folgen nicht programmierter Heimkehrer und deren Gefährdungspotential aufgrund ihrer möglichen Traumatisierung ähnlich manchen Kriegsveteranen. Die Mechanismen von Gewalt insbesondere deren Legitimierungsprozesses sind noch völlig unzureichend ergründet. Radikalisierung beginnt nicht erst mit dem Interesse, einer terroristischen Vereinigung beizutreten, sondern fußt bereits in der alltäglichen Meinungsbildung. Medien tragen hier eine hohe Verantwortung. Die Radikalisierungsforschung ist ein junges Gebiet und es besteht interdisziplinärer Forschungsbedarf. □

Folgen Sie uns auf Facebook



<https://www.facebook.com/GemeinschaftKatholischerSoldaten>



Christlicher Glaube und Militär

Betrachtungen zum Verhältnis Priestertum und Soldatsein Teil 1

VON DIETER KILIAN

1. Christus und die Soldaten

Christentum und Gewalt, Priester und Soldat – diese Begriffe klingen auf den ersten Blick wie Feuer und Wasser, denn das fünfte Gebot lautet: Du sollst nicht töten!“ (2. Mose 20, 13), und in der Bergpredigt wird eindeutig gefordert: „Liebet eure Feinde und betet für die, die euch verfolgen!“¹ Diese Friedensbotschaft ist dem Kriegerischen diametral entgegengesetzt und bedeutet: Jede Form von Gewalt, auch militärische, wird abgelehnt. Der Feind soll geliebt, nicht bekämpft werden. Selbst das Recht auf Notwehr wird verneint:

„Ihr wisst, dass es heißt: „Auge um Auge, Zahn um Zahn.“ Ich aber sage euch: Verzichtet auf Gegenwehr, wenn euch jemand Böses antut! Mehr noch: Wenn dich jemand auf die rechte Wange schlägt, dann halte ihm auch die linke hin.“²

Demut und Geduld werden als erstrebenswerte Tugenden betont, und „die Sanftmütigen werden das Erdreich besitzen“,³ wird verkündet. Diese Gewaltfreiheit Jesu bezeichnet Papst Benedikt XVI. als „Magna Charta der christlichen Gewaltlosigkeit“, welche die Kette der Gewalt durchbricht.⁴ Doch die Aussagen zur Gewalt sind janusköpfig – im Alten Testament ebenso wie im Neuen. So warnen einerseits die großen Propheten Israels vor Kampf und Krieg:

„Der Herr wird für euch streiten, und ihr werdet stille sein.“⁵

In zahlreichen Beispielen beschreibt das Alte Testament das Leid all jener, die unter Krieg und Gewalt leiden, wie z.B. im 2. Buch Mose (Exodus), welches die Knechtschaft der Israeliten unter pharaonischer Herr-

schaft und den Auszug aus Ägypten vor Augen führt, oder in den Klageliedern des Jeremias, in denen der anonyme Autor die Zerstörung Jerusalems und des Tempels im Jahre 586 v. Chr. beklagt. Bei Jesaja – und ähnlich im Buch Micha (4,3) – heißt es:

„Da werden sie ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Sicheln machen. Denn es wird kein Volk gegen das andere ein Schwert aufheben, und werden hinfort nicht mehr kriegern lernen.“⁶

Aber andererseits wird Gewalt an zahlreichen Stellen verherrlicht und als Vorbild dargestellt, wie z.B. der Kampf Davids gegen Goliath, die Eroberungsfeldzüge von Josua, dem Nachfolger Moses als Heerführer oder die tapfere, aber gleichwohl heimtückische Ermordung des assyrischen Feldherrn Holofernes durch die Witwe Judit. Und Psalm 144,1 preist den Herrn, meinen Fels,

„... der meine Hände geschickt macht zum Kampf, meine Finger zum Krieg.“

Die Bewertung des Kampfes im Alten Testament hängt davon ab, ob dieser mit oder gegen den Willen Gottes geschieht. Im ersten Fall ist der Feldzug erfolgreich, im anderen führt er unweigerlich zur Niederlage. So wird z.B. der Kampf gegen das assyrische Heer unter König Sanherid durch Hiskia, dem König von Juda, der von 726 v. Chr. bis 697 v. Chr. regierte, gewonnen:

„Und es geschah in derselben Nacht, da ging der Engel des Herrn aus und erschlug im Lager der Assyrier 185 000 Mann.“⁷

Wendet sich das Volk Israel jedoch von Gott ab, wie im Feldzug gegen die Ortschaft Ai, werden sie vernichtend geschlagen:

„Darum können die Kinder vor ihren Feinden nicht bestehen, ...“

Ich werde künftig nicht mit euch sein, ...“⁸

Militärische Niederlage wird zur Strafe Gottes für sündiges Verhalten. Auch einige der Sätze Jesu klingen durchaus kriegerisch, wie z.B. „Ich bin nicht gekommen Frieden zu senden, sondern das Schwert“⁹ und jene Aufforderung beim letzten Abendmahl, „man solle seinen Mantel verkaufen und ein Schwert kaufen.“¹⁰ Auch in der Offenbarung des Johannes finden sich Begriffe aus der militärischen Sprache und Szenen, die von Gewalt berichten.¹¹ Allerdings erzählen die Evangelien nur von wenigen persönlichen Begegnungen Jesu mit Soldaten. Die römische Besatzungsmacht duldete aus naheliegenden Gründen keine eigenständigen nationalen Truppen in ihrem Herrschaftsbereich. Nur die zahlenmäßig kleine Tempelpolizei in Jerusalem wurde als einzige bewaffnete jüdische Truppe von den Römern toleriert, und mit dieser war Jesus hin und wieder aneinandergeraten. Der erste römische Soldat, den Jesus trifft, ist ein Offizier der verhassten Besatzungsmacht, der „Hauptmann von Kafarnaum“, dessen Diener er heilte. Dieser Bericht findet sich in drei Evangelien.¹² Das kleine Fischerdorf im Norden Israels am Nordufer des Sees Genesareth war offenbar eine kleine römische Garnisonsstadt. Der Dienstgrad „Hauptmann“ – im Urtext ἑκατόνταρχος (hekatontarchos) genannt – wird in der lateinischen Übersetzung als centurio bezeichnet. Es handelt sich also um einen Offizier, der etwa einhundert Mann, d.h. eine Kompanie, führte. Als Römer sind er, aber auch sein Haus für den gläubigen

1 Mt 5,43-44

2 Mt 5,38

3 Mt 5,5

4 Bei seiner Ansprache nach dem Angelus-Gebet am 18.2.2007.

5 2. Buch Moses 14, 14

6 Jes 2,4

7 2. Buch der Könige, 19,35

8 Jos 7, 11-12

9 Mt 10,34

10 Lk 22,36

11 Siehe u.a.: Off 1,6; 2,10; 9,15 und 12,7

12 Mt (8,5-13), Lk (7,1-10) und Joh (4,46-54)

gen Juden rituell unrein (tame). Jesu lässt sich davon aber nicht abhalten und betritt dessen Heim. Ungewöhnlich ist es auch deshalb, weil der Hass auf die römischen Besatzer besonders ausgeprägt ist, nehmen doch die Römer keine Rücksicht auf die religiösen Gepflogenheiten der Juden. Und so sind Unruhen ebenso an der Tagesordnung wie blutige Vergeltungsaktionen.¹³ Jene in Kafarnaum bleibt die einzige positive Begegnung.

Erst bei seiner Verhaftung trifft Jesus wieder mit Soldaten zusammen. Nach dem Letzten Abendmahl in Jerusalem, begeben sich Jesus und seine Jünger zum Ölberg¹⁴ und verweilen an einem Ort namens Gethsemane.¹⁵ Angeführt von Judas tauchen plötzlich bewaffnete Männer auf. Diese Begebenheit wird in zahlreichen Darstellungen der abendländischen Bildenden Künste – so z.B. in der im Jahre 1509 vollendeten Holzschnittreihe von Lukas Cranach (1472-1553) mit 14 Blättern zur Passion Christi oder Albrecht Dürers (1471-1528) Holzschnitten der Großen Passion 1511 – wiedergegeben. Die Berichte der Evangelisten zum Ablauf der Ereignisse in jener Nacht sind allerdings nicht eindeutig: Zum Beispiel ist es nach Markus (14,43) und Matthäus (26,47) eine mit Schwertern und Knütteln bewaffnete Schar, die von den führenden Priestern und Ratsältesten geschickt worden sind, nach Johannes (18,3) hingegen sind es römische Soldaten, die von Tempelwächtern begleitet werden. Bisweilen wird kolportiert, es hätte sich um dabei eine Kohorte unter Führung eines Tribuns gehandelt; diese Angabe ist weit übertrieben. Es marschieren keine 400 bis 600 römischen Soldaten auf, um einen einzigen Mann zu verhaften. Wahrscheinlich handelt es sich um eine Gruppe (Contubernium) von acht bis zehn Mann unter Führung eines Decanus.

Die Verhaftung nehmen Römer und Tempelwächter gemeinsam vor

(18, 12). Wer sie alarmiert hat, ist unbekannt. Vermutlich sind es jüdische Behörden (Großer oder Kleiner Sanhedrin),¹⁶ jedoch in enger Abstimmung mit den Römern.¹⁷ Ebenso unklar ist der dubiose Zeitpunkt der Verhaftung des Nachts an einem abgelegenen Ort und noch dazu vor einem hohen Festtag, denn Jesus ist römischen und jüdischen Behörden durch seine öffentlichen Auftritte hinreichend bekannt.¹⁸ Er hat sich wiederholt mit jüdischen Autoritäten angelegt, so z.B. bei der Tempelreinigung und als er am Sabbat Kranke heilt. Vor allem die Pharisäer¹⁹ gelten als

16 Der Große Sanhedrin (Großer Rat) der Einundsiebzig war im Wesentlichen eine gesetzgebende Körperschaft, welche zivile und strafrechtliche Gerichtsbarkeit nur in seltenen Fällen ausübte. In ihm saßen Vertreter der Pharisäer und Sadduzäer, sowie Priester und Leviten (Tempeldiener). Vorsitzender war der Hohepriester Kaiphas, der Schwiegersohn des Hannas, der dieses Amt vor ihm innegehabt hatte. Die allgemeine strafrechtliche Autorität hingegen lag beim Kleinen Sanhedrin mit 23 Richtern, der diese aber nur mit Blick auf Verstöße gegen das jüdische Recht (z.B. Bei Entweihung des Sabbats) wahrnahm. In diesen Fällen aber konnte er in alleiniger Verantwortung Urteile bis hin zur Todesstrafe verhängen und vollstrecken lassen.

17 Die Rechtsprechung in Israel war geteilt: Bei Verstößen gegen jüdisches Recht (z.B. Tempelschändung) lag die strafrechtliche Autorität beim Kleinen Sanhedrin (23 Richter). In diesen Fällen konnte er in alleiniger Verantwortung Urteile bis hin zur Todesstrafe verhängen und vollstrecken lassen. Andere Straftaten hingegen, wie z.B. die Aufwiegelung gegen die öffentliche Ordnung, lagen in den Händen der Römer. Bei Konfliktfällen – Raub und Mord waren sowohl nach jüdischem als auch nach römischem Recht Kapitalverbrechen – gab es Absprachen.

18 Ich bin täglich bei euch im Tempel gewesen, und ihr habt nicht Hand an mich gelegt“ (Lk 22, 52 f.).

19 Während die der Oberschicht angehörenden Sadduzäer nur die schriftlichen Gebote der Tora als bindend ansahen, galten für die im Volk populären Pharisäer, die Anhänger der politisch-religiösen Oppositionspartei, auch die mündlichen Gesetzesüberlieferungen, die Mischna, als verbindliches Recht. So forderten sie z.B. eine Ausweitung der ursprünglich nur für den Priesterdienst am Tempel geltenden Reinheits- und Speisegebote auf das Alltagsleben. Die Pharisäer unterschieden sich ferner von den Sadduzäern darin, dass sie an eine Auferstehung der Toten glaubten. Paulus schreibt im Brief an die Philip-

seine Hauptfeinde. Daher gab es in der Vergangenheit wiederholt durchaus Möglichkeiten und Anlässe polizeilichen Eingreifens. Möglicherweise aber ist eine Verhaftung des beliebten Predigers, der wenige Tage zuvor noch mit Begeisterung bei seinem Einzug in Jerusalem gefeiert wurde, in aller Öffentlichkeit zu riskant.²⁰ Unklar ist auch der Grund der Verhaftung, denn ein triftiger Haftgrund wird zunächst nicht genannt. Seltsam erscheint überdies, dass die heftige Gegenwehr eines Jüngers, der einem der Soldaten, „einem Knecht des Hohenpriesters“, d.h. einem Mann der Tempelpolizei, ein Ohr abschlägt,²¹ ohne Folgen seitens der Angegriffenen bleibt. Wäre ein römischer Soldat auf diese Weise angegriffen und verletzt worden, wäre der Täter zweifelsohne durch die Besatzungsbehörden sofort verhaftet worden. Überdies unterbindet Jesus die Gegenwehr sofort: „Wer zum Schwert greift, wird durch das Schwert umkommen“, heißt es bei Matthäus (26,52), denn sonst wäre die Lage schnell außer Kontrolle geraten. Und so verzichtet Christus bei seiner Gefangennahme auch darauf, seinen Vater um jene „zwölf Legionen Engel“ zu bitten, die ihm zweifelsohne hätten helfen können. In der nächtlichen Befragung Jesu durch den Hohenpriester geht es nur um dessen mögliche Vergehen gegen jüdisches, nicht aber gegen römisches Recht, denn die Gotteslästerung, die ihm von Kaiphas vorgeworfen wird, ist kein Straftatbestand nach römischem Recht. Die Vermutung, Jesus sei im Privathaus des Hohenpriesters Kaiphas wegen „Gotteslästerung“ nach jüdischem Recht zu Tode verurteilt worden, steht allerdings im Widerspruch zur damaligen Prozessordnung des jüdischen Rechts.²²

per (Phil 3,5), auch er wäre dem Gesetz nach vormalig ein Pharisäer gewesen.

20 Siehe: Lk 22,6

21 Mt 26,51

22 Der Sanhedrin durfte außerhalb des Tempelbezirks keine Kriminalfälle und schon gar nicht des Nachts, ohne Zeugen und am Vorabend eines hohen Festes behandeln. Dass es also ein förmliches jüdisches Urteil gab, erscheint mehr als fraglich, auch wenn Matthäus schrieb, sie (die Juden) hätten Jesus des Todes für schuldig gehalten (u.a. Mt 26,66). Allerdings bedeutet „für schuldig halten“ nicht zugleich „schul-

13 Varus, der Staathalter Syriens, der Jahre später in Germanien scheiterte, ließ z.B. viele hundert jüdische Aufführer kreuzigen, die sich am Aufstand gegen Rom nach dem Tod von König Herodes dem Großen (73-4 v.Chr.) beteiligt hatten.

14 (Mk 14, 26; Mt 26, 30 und Lk 22, 39)

15 Mk 14, 32 und Mt 26, 36

Erst am nächsten Morgen, d.h. nach der Befragung durch den Hohenpriester Kaiphas²³ (Mt 26,57), wird Jesus den römischen Behörden überstellt und vom Statthalter Pontius Pilatus persönlich verhört, der dieses Amt seit etwa acht Jahren, seit dem Jahre 25, innehat. Allerdings sind auch die dort vorgebrachten Vorwürfe, wie z.B. er habe die Leute aufgestachelt (Lk 23,5) und sich zum König erhoben (Joh 19,12), wenig substantiell und kaum gerichtsverwertbar. Überdies werden keine Zeugen durch den Hohenpriester gehört. Die vermeintliche Anklage basiert allein auf der Feststellung des Beschuldigten, Jesus selbst, der auf Vorhalt zugibt, dass die erhobene Anschuldigung zuträfe. Offenbar, um den leidigen Fall loszuwerden, schickt Pilatus Jesus zum Tetrarchen von Galiläa, Herodes Antipas (20 v.Chr.-39 n.Chr.), „welcher in den Tagen auch zu Jerusalem war.“ Doch dieser freut sich über den „Besuch Jesu“ und betrachtet die Überstellung eher als eine Art Meinungsaustausch, „denn er hätte ihn längst gern gesehen, denn er hatte viel von ihm gehört, und hoffte, er würde ein Zeichen von ihm sehen.“²⁴ Die Begegnung mit dem schweigenden Jesus verläuft allerdings enttäuschend für Herodes, und so schlägt die Stimmung um: Die Hofschranzen verspotten Jesus und schließlich schickt Herodes ihn zurück zu Pilatus.

Dass dann der oberste Statthalter Roms in Judäa den im Hof herumlungenden Pöbel persönlich befragt, wie er denn entscheiden soll, erscheint mehr als fraglich, denn dies entspricht nicht römischer Besatzungsmentalität und untergräbt zudem seine Autorität massiv. Dass er überdies ausgerechnet diesen Mob darüber entscheiden lässt, ob Jesus oder Barabbas, ein wegen erwiesenen Mordes und Teilnahme an einem Aufstand gegen die Besatzungsmacht Verurteilter, das Le-

dig gesprochen“.

23 Der Hohepriester, das Symbol der damaligen jüdischen Identität, wurde nach jüdischem Recht auf Lebenszeit ernannt. Doch die Römer änderten diese Sitte. Und so war der Hohepriester Kaiphas noch von Pilatus Vorgänger Valerius Gratus im Jahre 18 ernannt worden. Er regierte achtzehn Jahre bis zum Jahre 36.

24 Luk 23,7-8

ben geschenkt werden solle, ist ebenso unwahrscheinlich. Lediglich der Anspruch, König der Juden²⁵ zu sein, verstößt gegen römisches Recht, ist Hochverrat, denn die Ernennung eines Königs liegt ausschließlich beim Kaiser in Rom. Und so zieht allein dieser Anklagepunkt das Todesurteil nach sich und wird als Hinrichtungsgrund (INRI = Iesus Nazarenus Rex Iudaeorum) dann auf jene Tafel geschrieben, die an das Kreuzende genagelt wird.

Dann folgt der absolute Tiefpunkt aller Begegnungen zwischen Jesus und dem Militär: Die römischen Soldaten geißeln ihn, pressen eine Dornenkrone auf sein Haupt, drücken ihm ein Rohr in seine rechte Hand, beugen die Knie vor ihm, verspotten und töten ihn schließlich. Zuvor wird der Verurteilte zur Abschreckung durch die Straßen zur Hinrichtungsstätte getrieben. Die Todesart für Nicht-Römer, die Kreuzigung, erfolgt nach römischem Brauch und Recht. Die blutrünstige Vollstreckung wird von einem Centurio befehligt. Die wenigen Habseligkeiten der Delinquenten verlosen die Soldaten unter sich, gleichsam als Lohn für ihren Einsatz. Als der Centurio sieht, wie der Gekreuzigte stirbt, sagt er: „Wahrhaftig, dieser Mensch war Gottes Sohn.“²⁶ Angesichts des Kreuzestodes wird er zum Gläubigen, und darf – trotz aller gerade eben verübten und befohlenen Grausamkeiten – auf Vergebung hoffen.

Als Johannes, der Täufer, etwa in den Jahren 26-29 n.Chr., im Heiligen Land predigt, kommen nach dem Evangelisten Lukas nicht näher beschriebene „Kriegsleute“ zu ihm und fragen, was sie denn tun sollen? Die Antwort ist: „Tut niemand Gewalt, noch Unrecht, und laßt euch genügen an eurem Solde.“ Letzteres bedeutet, dass sie auf das damals übliche Plündern und Rauben zwecks Aufstockung ihres Soldes verzichten sollen.

In der Apostelgeschichte²⁷ wird von einem römischen Hauptmann Kornelius aus Caesarea – „gottselig und gottesfürchtig samt seinem ganzen Hause“ – berichtet, was darauf hindeutet, dass offenbar bereits auch

einige Soldaten den ersten christlichen Gemeinden angehören. An anderer Stelle wird berichtet, dass Paulus und Silas in Philippi an den Pranger gestellt und dort geschlagen („gestäupt“), kurzzeitig verhaftet und ins Gefängnis geworfen werden. Doch der Kerkermeister, ein Vertreter der Staatsmacht, wird bekehrt, lässt sich taufen und die beiden frei.

2. Der Soldatenstand vom frühen Christentum bis zur Neuzeit

Und so ist es nur folgerichtig, dass das Urchristentum den Militärdienst im römischen Reich als unvereinbar mit seinem Glauben betrachtet und eindeutig pazifistisch ausgerichtet ist. Für den Kirchenvater Origenes (185-254) sind Gewaltanwendung und selbst legitime Verteidigung, Sünde, die göttlicher Vergebung bedürfen. Die Aufforderung, auch die Feinde zu lieben, bedeutet den Verzicht auf jegliche Waffen- und Gewaltanwendung. Daher würde die Ausbreitung des Christentums zwangsläufig auch zur Abschaffung aller Kriege und des Soldatenberufes führen.²⁸ Und so zählt zum Beispiel nach der Kirchenordnung der frühchristlichen Gemeinde, der „*Traditio Apostolica*“ aus dem 2./3. Jahrhundert, und dem sog. „*Canon des Hippolytus*“ – vermutlich in Ägypten entstanden und zeitlich nicht exakt einzuordnen –, in denen u.a. die Bedingungen für einen Übertritt zum Christentum beschrieben sind, der Soldat zu den Ausschlussberufen.²⁹

„Ein Soldat, ..., soll keinen Menschen töten. Erhält er dazu den Befehl, soll er diesen nicht ausführen, auch darf er keinen Eid leisten. Ist er dazu nicht bereit, soll er abgewiesen werden.“ (*Miles ... non occidet hominem. Si iubetur, non exequatur rem, neque facit iuramentum. Si autem non vult, reiciatur.*)³⁰

An gleicher Stelle heißt es:

„Wenn jemand militärische Befehlsgewalt (= *auctoritas gladiatorum*), die „Verfügung über Schwerter“ ausübt, ... soll er dieses Amt aufgeben oder er wird (als Taufbewerber) zurückgewiesen, denn er hat Gott verachtet.“

25 u.a. Mt 27,11

26 Lk 15,39

27 ApG 10

28 Origenes, *Contra Celsum* VIII, 69 f.

29 Can. Hipp. Nr. 13/14.

30 *Traditio Apostolica*, Satz 16

Eine klare Anweisung – Christ oder Soldat lautet damals die eindeutige Devise. Beides ist nicht möglich, wahrscheinlich auch aus praktischen Gründen, denn die Verpflichtungsdauer im römischen Berufsheer liegt durchschnittlich bei 25, oft aber zwischen 30 und 40 Jahren. Ein Leben in der Gemeinde ist daher auch wegen der Kasernierung nahezu unmöglich. Nur im Falle zwangsweiser Rekrutierung darf ein Konvertit in der Gemeinschaft der Gläubigen bleiben. Der Grund für die Ablehnung liegt vor allem darin, dass Soldaten im Kampf gegen das 5. Gebot verstoßen. Die Pflicht zur Nächstenliebe – Liebe selbst deine Feinde³¹ – gebietet den Verzicht auf jegliche Gewalt. Ähnliches gilt auch für zivile Ämter, in deren Befugnis die Verhängung von Todesstrafen steht.

Hinzukommt die enge Bindung zwischen Armee und dem sakralen Kaiserkult Roms mit seiner semi-göttlichen Aura – Christus und zugleich dem Kaiser Treue schwören, ist daher unmöglich. Der römische Offizierssohn und Jurist Tertullian (ca. 150-220) nennt es Götzendienst (idolatria) und stellt fest:

„Eine Seele kann nicht zwei Schuldner dienen, Gott und dem Kaiser.“ (Non potest una anima duobus deberi, deo et Caesari.)³²

Einige Kirchenväter, wie Cyprian (ca. 200-258), Justin (ca. 100-165) oder Lactantius (ca. 250-320), lehnen Soldaten und deren Handeln strikt ab.³³ Tertullian nennt in seiner Aufzählung der Berufe, die dem Götzendienst frönen, auch das Militär. Christus habe den Christen verboten, ein Schwert zu tragen.

„Wie wird er dennoch kämpfen, wird er tatsächlich im Frieden ohne das Schwert kämpfen, das der Herr weggenommen hat?“ (Quomodo autem bellabit, immo quomodo etiam in pace militabit sine gladio, quem dominus abstulit?)³⁴

Im Widerspruch zu dieser eindeutigen Ablehnung des Soldatenberufes durch die Urchristen steht aber, dass

bereits in vorchristlicher Zeit die Beziehung des Menschen zu Gott als eine Art Soldatsein, allerdings auf einer höheren Ebene, beschrieben wird. So behauptet das Buch Hiob des Alten Testaments (7/1) z.B.:

„Kriegsdienst ist des Menschen Leben auf Erden.“ (Militia est vita hominis supra terram.)

Eine ähnliche Haltung vertritt der Athener Philosoph Sokrates (469 v.Chr. -399 v. Chr.), der sich Gott gegenüber wie in einem militärischen Dienstverhältnis sieht, wie er in seiner berühmten Verteidigungsrede während des Prozesses gegen ihn in Athen ausführt. Militärische Tugenden? Ja, aber nur, wenn diese im Dienste Gottes zur Geltung kommen.

Andererseits weist z.B. die Aufnahmeliturgie bei der Taufe Ähnlichkeiten mit der Eidesleistung beim Militär auf. Nicht von ungefähr bedeutet das Wort „sacramentum“ in der Antike auch Fahneneid und hat eine rechtliche und eine religiöse Bindung. Der Täufling ist mit dem Rekruten zu vergleichen, der sich freiwillig für den Dienst Christus verpflichtet, damit in die Gemeinschaft der Gläubigen (bzw. Soldaten) aufgenommen wird und bereit ist, selbst mit seinem Leben für den Glauben einzutreten. Daher entspricht das Taufgelöbnis mit seiner Absage an das Böse und dem Versprechen des Glaubens an den dreifaltigen Gott im Kern dem militärischen Gelöbnis der Bundeswehr:

„Ich schwöre, der Bundesrepublik Deutschland treu zu dienen (= d.h. keiner anderen Macht zu dienen) und das Recht und die Freiheit des deutschen Volkes tapfer zu verteidigen (= für den Glauben einzutreten, notfalls mit dem eigenen Leben).“

Aber auch in der jüdischen Tradition sind Bezüge zum Militär vorhanden, wenn z.B. in den 24 Büchern des Tanach³⁵ dem Gottesnamen JHWH³⁶ der hebräische Beiname „Zebaot“ (= צבאות, Heerscharen)³⁷ hinzugefügt

ist, wie es bis heute in dem wunderschönen, von dem Priester Ignaz Franz (1719–1790) gedichteten Kirchenlied „Großer Gott, wir loben Dich“ gesungen wird:

„Heilig! Herr Gott Sabaoth! Heilig! Herr der Himmelsheere!“

Auch die neutestamentlichen Briefe nutzen bisweilen militärische Metaphorik – Waffen oder die Ausrüstung wie Schild, Rüstung und Helm – wie die folgenden Beispiele zeigen:

„In dem Wort der Wahrheit, in der Kraft Gottes, mit den Waffen der Gerechtigkeit zur Rechten und zur Linken“ (2. Kor. 6,7).

„Denn die Waffen unsres Kampfes sind nicht fleischlich, sondern mächtig im Dienste Gottes, Festungen zu zerstören.“ (2. Kor. 10,4).

Paulus schreibt in seinem Brief an die Römer:

„Auch gebt nicht der Sünde eure Glieder hin als Waffen der Ungerechtigkeit, sondern gebt euch selbst Gott hin als solche, die tot waren und nun lebendig sind, und eure Glieder Gott als Waffen der Gerechtigkeit.“

Im 1. Brief an die Gemeinde in Thessaloniki heißt es:

„Wir wollen Glauben und Liebe als Panzer anlegen und die Hoffnung auf Rettung als Helm.“ (1. Thess 5/8), und im Epheserbrief schreibt er:

„Zieht die Rüstung Gottes an, damit ihr den listigen Anschlägen des Teufels widerstehen könnt.“ (Eph 6/11) „Darum legt die Rüstung Gottes an, damit ihr am Tag des Unheils standhalten, alles vollbringen und den Kampf bestehen könnt.“ (Eph 6/13).

Im ersten Brief des Klemens an die Korinther bezeichnet dieser alle Christen als Streiter Christi:

„1. Lasset uns also kämpfen, Männer, Brüder, mit aller Ausdauer unter seinen untadeligen Gesetzen. 2. Schauen wollen wir auf die, die unter unseren Führern kämpfen, wie sie wohlgeordnet, geziemend und gehorsam die Befehle vollziehen. 3. Nicht alle sind Generale (legatus legionis), Oberst (tribunus militum), Hauptleute (centurio), oder Führer von Abteilungen usw., sondern jeder erfüllt auf dem ihm zugewiesenen Posten die Befehle des Königs und der Heerführer.“³⁸

38 1 Clem 37 – Christus der Kriegsherr und das Haupt

31 Lukas 6/27 ff.; Matthäus 5/44

32 Tertullian, De idolatria, XIX

33 Siehe: Traktat Ad Donatum 6 (Cyprian); Dialogus 110,3 (Justin) und Divinae institutiones (Lactantius).

34 Tertullian, De idolatria, XIX

35 Der Tanach besteht aus der Weisung (Tora), den Prophetenbüchern (Nevi' im) und den Schriften (Ketuvim).

36 Im Tanach wird der Gottesname – immer als selbstständiges Wort – aus den hebräischen Konsonanten Jod, He, Waw, He. Sie ergeben von rechts nach links gelesen das Tetragramm „JHWH“; er gilt er als der eigentliche Gottesname.

37 Buch der Psalmen, Psalm 24,10

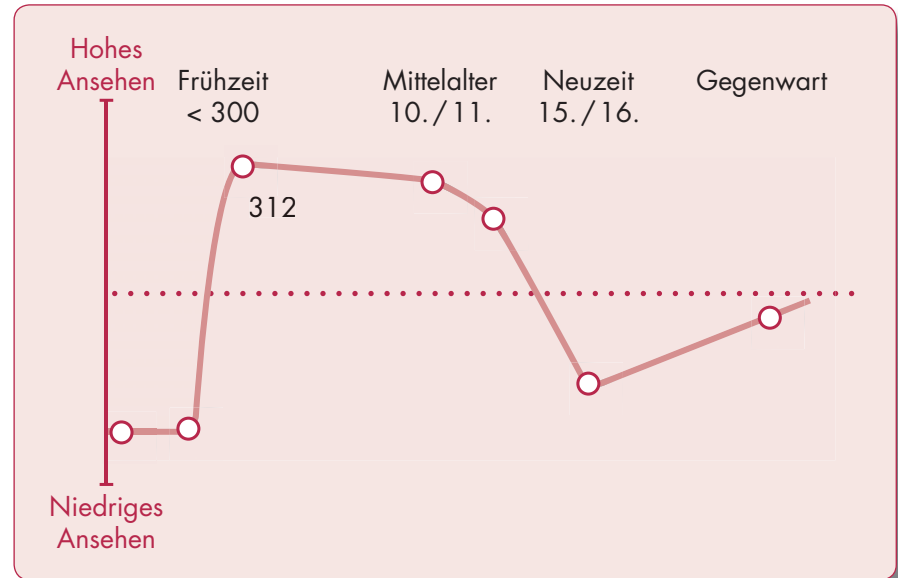
Anhand von Militärmetaphern versucht er die Vorteile einer hierarchischen Ordnung auch innerhalb der Gemeinde hervorzuheben und zu verdeutlichen, dass nicht alle Befehlshaber sein können. Die strenge hierarchische Ordnung des römischen Heeres³⁹ dient ihm als Vorbild für eine funktionierende christliche Gemeinde.

In dem kurzen Brief an Philemon redet Paulus seine Adressaten – Philemon, Appia und Archippus – mit „commilitoni“ an. Heute wird „commilito“ zwar meist „zivil“ (z.B. mit „Streitgenossen“ oder „Mitstreiter“) übersetzt, doch ursprünglich heißt es „Kriegskamerad“, abgeleitet von „commilitium“, (= Kriegskameradschaft). Auch Papst Clemens I. (ca. 50.-ca. 97) benutzt in seinem – undatierten, vermutlich aber Ende des 1. Jahrhunderts verfassten – ersten Brief (Clemensbrief) an die Gemeinde in Korinth militärische Terminologie, wenn er z.B. davor warnt, „fahnenflüchtig („signa deserere“) zu werden in Bezug auf den Willen Gottes“.

Die Militärmetaphorik taucht auch in der philosophischen Denkschule der Stoa⁴⁰ während der römischen Kaiserzeit auf, in dem das Leben des Weisen – wie weiland bei Hiob – bisweilen als Kriegsdienst beschrieben wird. So sagt Seneca (ca. 1-65) z.B. lapidar: „Vivere, Lucili, est militare.“ (Sen. Ep. 96,5) „Leben, Lucilius, heißt Soldat sein.“ Weise und Christen stehen als Soldaten im permanenten Kampf gegen die Unwissenheit, das Böse und gegen die Verfolgung und Versuchung durch den

Teufel. In der Schrift „Ad donatum“⁴¹ des heiligen Bischofs Cyprian von Karthago (200/210-258) bedeuten die lateinischen Worte, „ad militia accedere“ und „nomen militiae dare“, dem Christentum beitreten. Verständlich, ging es doch im Urchristentum ums tägliche Überleben in einer den Christen feindlichen Umwelt (= militia). Die christliche Existenz muss permanent im Kampf gegen die Wi-

es überdies Soldaten seines Vaters Constantius Chlorus (250-306) sind, die Konstantin zum Herrscher (Augustus) ausrufen, kann man feststellen, dass durch diesen Einsatz indirekt auch die fast dreihundert Jahre alte Verfolgung der Christen ihr Ende findet und somit der Aufstieg zur Weltreligion erst möglich wird. Bereits zwei Jahre später, 314, verbietet die Regionalsynode von Arles



Der Soldat im Ansehen der christlichen Lehre

dersacher des Glaubens ausgefochten werden, und die Märtyrer vergießen – wie die Soldaten – ihr Blut im Kampf gegen ihre Feinde. Da liegt es nahe, dass christliche Asketen für den Kirchenvater Origenes „Soldaten Christi“ waren.

Diese ursprüngliche pazifistische Orientierung der Christen erfährt erst unter Kaiser Konstantin I. (ca. 270-337) zu Beginn des vierten Jahrhunderts eine radikale Wende um nahezu 180 Grad: Mit der Traumvision des Kaisers – „In hoc signo vinces“ (In diesem Zeichen wirst du siegen) – vor der Schlacht bei der Milvischen Brücke in Rom Ende Oktober 312 gegen den seinen Rivalen Maxentius (ca. 278-312) wird das Kreuz zum Feldzeichen. Nun müssen sich die Christen bei ihrer Religionsausübung nicht länger im Untergrund verstecken. Da

allen christlichen Soldaten die Fahnenflucht aus dem Heer des Kaisers – Desertion wird quasi zu einem kirchrechtlichen Straftatbestand. Aus diesem Grunde wird auch dem Antrag des Martinus (ca. 316-397), des späteren Heiligen Martin von Tours, auf vorzeitige Entlassung aus dem Militärdienst nicht entsprochen. Dieser Martinus, Sohn eines römischen Offiziers, schlägt ebenfalls – wenngleich offenbar auf Drängen des Vaters – die Militärlaufbahn ein, bittet aber später als Offizier vor einer Schlacht gegen die Germanen um seine Entlassung, weil er nicht länger ein „miles Caesaris“, ein Soldat des Kaisers, sein, sondern ein „miles Christi“ werden will. Doch erst im Jahre 356, d.h. nach voller Ableistung seiner 25-jährigen Dienstzeit wird dem Antrag stattgegeben. 372 wird er zum Bischof von Tours gesalbt.

Mit der Erhebung des Christentums zur Staatsreligion steigt das Ansehen des Soldaten; so werden nach einem Edikt des oströmischen Kaisers

39 Wenngleich die Struktur mehrfach variierte, kann als Anhalt dienen: Die kleinste Teileinheit war das Contubernium (Gruppe, Zeltgemeinschaft), das aus etwa 8-10 Mann bestand; an seiner Spitze stand ein Decanus. Es folgte die Centuria (80-100 Mann), die etwa Kompaniestärke besaß und von einem centurio geführt wurde. 2 Centuriae bildeten einen Manipulus (= 160-200 Mann; geführt von einem primus pilus) und 2 Manipuli eine Cohors (= 480-600 Mann), die ein Tribun führte. Die Legio – aus 10 cohortes (= 4800-6000 Mann + Reiterei mit ca. 120 Mann) war der größte Verband der Römer. An ihrer Spitze stand ein Legatus legionis.

40 Die Stoiker glauben an die strenge Kausalität allen Geschehens in der Natur, in welches auch das Individuum eingebunden ist.

41 In dieser Schrift beschreibt Cyprian, nachdem er selbst getauft wurde, die Vorzüge des neuen Lebens als Getaufter und vergleicht es mit der dunklen Zeit im Heidentum.

Theodosius II. (401-450) – damals gerade 15 Jahre alt – beispielsweise von nun an nur noch Christen in die Armee aufgenommen. Flankiert wird dieser Trend durch die Lehre vom Gerechten Krieg,⁴² mit welcher der Kirchenvater Augustinus von Hippo (354-430) – und 850 Jahre später Thomas von Aquin – den Waffendienst unter bestimmten Voraussetzungen als gerechtfertigt begründen. Augustinus⁴³ z.B. bezeichnet Frieden als „tranquillitas ordinis“ (Ruhe der Ordnung). Im Kern sind deren Gedanken als ethische Grundlage bis heute gültig. Das Monopol des Kriegsführens liegt dabei ausschließlich in der Hand des Herrschers. Ziele der Kampfhandlungen sind das Allgemeinwohl, Gerechtigkeit und Friede, aber auch Strafe für schuldhafte Verbrechen. Gewalt muss jedoch äußerste Notwendigkeit bleiben.

„Der Soldat, der den Feind tötet, ist schlechthin der Diener des Gesetzes; es ist ihm daher ein Leichtes, seinen Dienst sachlich (= ohne Lust/Willkür) auszuüben.“ (Iam vero miles in hoste interficiendo minister est legis; quare officium suum facile nulla libidine implevit.)⁴⁴

Ein Soldat, der Leben nimmt, vollzieht nach dieser Interpretation im Grunde nur den Willen Gottes. Deshalb könne man den Krieg auch nicht als besonders verwerflich verurteilen, weil der Mensch ohnehin sterblich sei.

Gänzlich „salonfähig“ – sprich: für die christliche Gemeinde akzeptabel – wird der Soldatenberuf erst, als er zum Träger und Vorreiter wird, den Glauben zu verteidigen und zu verbreiten. Das Hochmittelalter – 10. und 11. Jahrhundert – bringt die Kongruenz zwischen dem Streiter Gottes und dem weltlichen Soldaten, sie verschmelzen vor allem im Rittertum und in gewisser Weise – wenngleich mit Einschränkungen – auch im Mönchtum zu einer Einheit. Nach Benedikts allegorischer Beschreibung leistet der

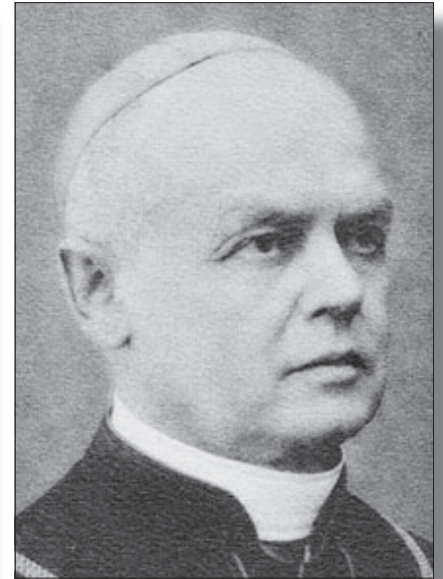
Mönch Kriegsdienst für Christus, wird zum Krieger Gottes und trägt von daher auch eine Uniform. Arma spiritualia und armatura visibiles – geistige Waffen und die sichtbare Bewaffnung – schließen sich nicht länger aus, sondern ergänzen sich.

Das Schwert wird auch zum Instrument der Verbreitung des Glaubens, das Militär zum Garanten des Glaubens, denn es setzt zugleich auch



Als Soldat in preußischen Regimentern: Paulus L. Kardinal Melchers (links) Augustinus Kilian (rechts)

niter, Malteser, Orden vom Heiligen Grab, Templer – diese Idee, schützen sie doch Pilger und fungieren als Bollwerk gegen die Ungläubigen, die Muslime. Bernhard von Clairvaux (1090-1153) schafft die theologische Legitimation für diese Vereinigung von Kriegerum und Mönchtum. In seinem Buch „Liber ad milites templi de laude novae militiae“ (Buch für die Tempelritter zum Lobe



die weltlichen Ansprüche der Kirche durch. Als ein Beispiel mag der kastilische Ritter El Cid (ca. 1043-1099) dienen, der in Spanien gegen die muslimischen Mauren kämpft. In Jules Massenets gleichnamiger Oper heißt es im Gebet⁴⁵ des Titelhelden Rodrigue, genannt Le Cid:

„O gnäd'ger Gott, mein Richter! Mein Vater!

Dein Streiter für gerechte Sachen wart' ohne Furcht auf Dein Gebot!“

Dies kulminiert letztlich im Kreuzzugsaufruf von Papst Urban II. (ca. 1035-1099), als dieser im Jahre 1095 den Soldaten den Ehrentitel „milites Christi“ verleiht. In der Folgezeit militarisieren die während der Kreuzzüge entstandenen Ritterorden⁴⁶ – z.B. Deutscher Orden, Johan-

des neuen Rittertums“) unterscheidet er zwischen „militia saecularis“ und „militia Christi“ und kritisiert dabei weltliche Ritter wegen Dekadenz, Eitelkeit und Grausamkeit und lobt im Gegensatz dazu die heilige und furchtlose Haltung der Tempelritter. Folgerichtig werden auch neue Rituale wie die kirchliche Segnung der Waffen (Schwertsegen- und -leite) eingeführt, die bis dahin undenkbar sind. Soldaten steigen sogar zur Ehre der Altäre auf und werden als Heilige verehrt, wie z.B. der erwähnte St. Martin von Tours, St. Georg, der Schutzpatron der Soldaten, dessen historischer Hintergrund allerdings verschwommen ist⁴⁷

42 Das Recht zum Krieg (ius ad bellum) nennt vier Gründe: gerechter Grund (Notwehr), legitime Autorität, gerechte Absicht und begründete Hoffnung auf Erfolg. Das Recht im Krieg (ius in bello) verlangt die Unterscheidung in Kombattanten und NichtKombattanten, sowie die Verhältnismäßigkeit der Mittel.

43 De civitate Dei – 19,13

44 De libero arbitrio I – 5,12

45 O souverain, ô juge, ô père (3. Akt)

46 Siehe folgende Bullen: 1. „Omne datum optimum (1139) von Papst Innozenz II. (ca. 1088-1143) bezüglich des Templerordens. 2. Milites Templi (1144) von Papst Coelestin II. (+ 1144) und

3. „Militia Dei“ (1145), die von Papst Eugen III. (+ 1153), einem Schüler Bernhards von Clairvaux, im Jahre 1145 zum Schutz der Pilger und zum Kampf gegen die Ungläubigen erlassen worden waren.

47 Der heilige St. Georg – aus der heutigen Türkei stammend – soll als Soldat im 3. Jahrhundert in Palästina gelebt und während der Christenverfolgung

und Jeanne d' Arc (1412-1431), die Jungfrau von Orleans.

Dennoch kommt bisweilen noch die alte Animosität gegen Militär und Waffen zum Ausdruck, so z.B. als auf dem II. Lateran-Konzil im Jahre 1139 in Rom den Christen die Benutzung der Armbrust – zumindest im Kampf untereinander – untersagt und die Waffe selbst geächtet wird. Diese war in Europa erstmals im 10. Jahrhundert bei den Normannen eingesetzt worden, und gilt wegen ihrer Treffsicherheit vielen als barbarisch und unritterlich. Im Jahre 1234 wiederholt Papst Gregor IX. (ca. 1167-1241) die Ächtung der Armbrust. Die Wirkung des Verbotes hält sich allerdings in Grenzen, denn mit den Kreuzzügen verbreitet sich diese wirksame Waffe schnell. Auch die Ordensregel des 1221 gegründeten Dritten Ordens der Franziskaner enthält ein striktes Waffenverbot:

„Tödliche Waffen dürfen sie gegen niemanden empfangen, noch mit sich tragen.“

Der heilige Thomas von Aquin (1224-1274) stellt im ersten Artikel seines Werkes „Summa theologiae“ zwar fest, dass jeder Krieg sündhaft ist („bellare semper sit peccatum“), räumt aber differenzierend ein, dass ein Krieg auch gerecht sein kann (*bellum iustum*), wenn drei Voraussetzungen erfüllt sind: Rechtmäßige Autorität dessen, der den Krieg führt (*auctoritas principis*), gerechter Grund (*causa iusta*) und rechte Absicht (*recta intentio*).⁴⁸ Mit Erlaubnis der Bischöfe können Kleriker – so Thomas von Aquin in Artikel 2 – an Kriegen zwar teilnehmen, aber nicht um selbst zu kämpfen, sondern „um den Kämpfenden geistigerweise zu helfen.“ Verwunderung hingegen mag heute die Bestimmung hervorrufen, dass man ohne Not an Sonn- und Festtagen keine Kampfhandlungen begehen soll (Artikel 4).

Nur christliche Randgruppen wie die – von Rom als Häretiker verfolg-

ten – Katharer (Albingenser), Bogumilen und Waldenser lehnen den Militärdienst grundsätzlich ab. In der Folgezeit verringert sich das im Mittelalter hohe Ansehen des Soldaten Schritt für Schritt, als die Euphorie der Kreuzzüge der Ernüchterung weicht. Später bluten die Gläubigen durch die im Zuge der Reformation das Land überziehenden jahrzehntelangen Feldzüge aus, und schließlich verliert das Militär im Zuge der Säkularisierung und Dominanz weltlicher Herrschaft als deren ausschließliches Instrument seine vormalige geistige Aura. Die Ritterorden geben ihre militärischen Aufgaben mehr und mehr auf und verlegen ihren Schwerpunkt auf den karitativen Bereich. Und so pegelt sich das Ansehen des Soldaten in der christlichen Lehre nach dem Tiefpunkt im Urchristentum, der Hochphase vom beginnenden vierten Jahrhundert bis zum Mittelalter und dem neuzeitlichen „Image-Keller“ in den Folgejahrhunderten auf ein durchschnittliches Niveau ein. Die – *cum grano salis* – Unvereinbarkeit zwischen dem fünften Gebot und der kirchlichen Lehre von der Nächstenliebe ist mit soldatischem Auftrag und Handeln eben nur schwer in Deckung zu bringen. Was bleibt, ist eine im Kern gewisse Distanz zum Militärischen. Daher gibt es auch nur wenige Priester, die zwischen dem 17. und 19. Jahrhundert vor oder gar nach ihrer Weihe Soldat sind.

Einer von ihnen ist Johann Caspar Albrecht (1639-1711), seit 1674 Pfarrer in der am Rhein gelegenen Kleinstadt Luttingen in der Nähe von Waldshut. Er ist Feldkaplan und zugleich Kommandeur des Landfahrens der vorderösterreichischen Grafschaft Hauenstein unter den Kaisern Leopold und Joseph I., ab 1703 im Range eines Obersten. Mit diesem Truppenteil, einer etwa 1.000 Mann starken Miliz, ausgerüstet mit Helm und Harnisch, sowie mit Spießen, Hellebarden, Schwertern und Büchsen, kämpft er sowohl im Pfälzischen Erbfolgekrieg von 1685 bis 1697 als auch im Spanischen Erbfolgekrieg von 1701 bis 1714 auf Seiten der Habsburger im Schwarzwald gegen die Soldaten der französischen Bourbonen, d.h. insgesamt etwa 25 Jahre lang. In dieser Zeit liegt die seelsorgerische

Betreuung seiner Gemeinde weitgehend brach.

Fabrizio Kardinal Ruffo (1744-1827) führt 1799 in Neapel die Revolution gegen Napoleon. Mit einer kleinen Truppe landet er in Kalabrien und zieht von dort gegen die süditalienische Stadt, die sich in der Hand der Franzosen befindet. Als er diese erreicht, soll seine „Armee des Glaubens“ auf über 20.000 Mann gewachsen sein. Er nimmt Neapel ein. Das dritte Beispiel eines „schlagkräftigen und kampferfahrenen“ Priesters ist nur fiktiv: Don Camillo Tarocci, die Romanfigur des italienischen Schriftstellers Giovannino Guareschi (1908-1968), der mit dem ebenfalls schlagkräftigen kommunistischen Bürgermeister Giuseppe Bottazzi durch ihre gemeinsame Vergangenheit als Partisanen verbunden ist.

Paulus Ludolf Melchers (1813-1895), der Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns in Münster, legt 1829 seine Reifeprüfung am dortigen Gymnasium Paulinum ab. Danach studiert er Philosophie in Münster und Rechtswissenschaften in Bonn. Nach dem Staatsexamen im Jahre 1833 leistet er seinen Wehrdienst als sog. Einjährig-Freiwilliger in der 11. Kompanie des Füsilier-Bataillons des Infanterie-Regiments Herwarth von Bittenfeld (1. Westfälisches) Nr.13 in Münster vom 2. Oktober 1834 bis zum 27. September 1835. Das Regiment ist von seiner Gründung während der deutschen Befreiungskriege gegen Kaiser Napoleon I. im Jahr 1817 bis zu seiner Auflösung anno 1919 in Münster stationiert. Der „Kapitain und Kompagniechef“ der 11. Kompanie bescheinigt Melchers in seinem Dienstzeugnis vom 27. September 1834 niemals bestraft und handschriftlich Zusatz „derselbe hat sich in jeder Hinsicht zur Zufriedenheit seiner Vorgesetzten betragen“.⁴⁹ Generalmajor Karl Ludwig August von Sohr (1777-1848) erteilt ihm 1834 die Eignung zum Offizier der Landwehr. Erst 1839 entschließt er sich, Priester zu werden und beginnt mit dem Theologiestudium. 1866 wird er zum Erzbischof von Köln erhoben, zum Bischof geweiht und übernimmt ein Jahr später

unter Kaiser Diokletian (284-303) als Märtyrer gestorben sein. Vor allem in der koptischen Kirche (St. Georg = Mar Girgis) wird er bis heute sehr verehrt. Aus dem römisch-katholischen Heiligenkalender hingegen war er 1969 gestrichen, 1975 jedoch wieder eingefügt worden.

48 Aquin, Thomas von – Summa theologiae, Teil 2, quaestio 40, articulus 1

49 Nachlass Melcher Archiv des Erzbistums Köln (Signaturen: N1 Melchers 91, 92).

den Vorsitz der Bischofskonferenz. Im Jahre 1885 wird er durch Papst Leo XIII. (1810-1903) in das Kardinalskollegium aufgenommen. Während des Kulturkampfes ist er 1874 mehrere Monate in Köln inhaftiert.

Augustinus Kilian (1856-1930) dient vom 1. April 1878 bis zum 31.

März 1879 als Einjährig-Freiwilliger bei der 9. Kompagnie des 1. Westfälischen Infanterie-Regiments Herwarth von Bittenfeld Nr. 13 in Münster bei den Sanitätern.⁵⁰ Er verlässt den Mi-

⁵⁰ Hans Becker, Dr. Augustinus Kilian, Bischof von Limburg (1913-1930) in: Archiv für mittelhessische Kirchengeschichte, 29. Jg. 1977, S. 175

litärdienst als Unteroffizier mit dem Qualifikationsattest als Reserve-Offizier. Danach beginnt er sein Theologiestudium, wird 1881 zum Priester und 1913 zum Bischof geweiht. Bis zu seinem Tod im Jahre 1930 steht er als Bischof an der Spitze des Bistums Limburg. □

Bischofssynode in Rom

Weltbischofssynode hat Kirche verändert

Der Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken (ZdK), Alois Glück, hat die zu Ende gegangene Weltbischofssynode als ein Ereignis charakterisiert, das weit über die Thematik Ehe und Familie hinaus, die katholische Kirche verändern wird.

„Seit dem 2. Vatikanischen Konzil haben wir nicht mehr erlebt, dass, angestoßen vom Papst, die Bischöfe der Weltkirche gemeinsam mit Ordensleuten und Laien so intensiv, offen und kontrovers um den Weg der Kirche gerungen haben. Kontroverse und Toleranz wurden hier, trotz massiver Störversuche, als Prinzipien einer geeinten Kirche gelebt“, so Alois Glück. „Die Synode hat eine Tür aufgestoßen hin zu einer neuen Diskussionskultur in der Kirche. Dies entspricht auch der Überzeugung von Papst Franziskus, der dazu aufgerufen hatte, in Lehre und Pastoral stärker auf die Lebenswirklichkeit der Menschen einzugehen, eine hörende und dienende Kirche zu sein.“

Der ZdK-Präsident verwies in diesem Zusammenhang auf die Abschlussrede von Papst Franziskus, in der er festgestellt hatte, dass die Synode gezeigt habe, „dass die wahren Verteidiger der Lehre nicht jene sind, die den Buchstaben verteidigen, sondern den Geist; nicht die Idee, sondern den Menschen; nicht die Formeln, sondern die unentgeltliche Liebe Gottes und seiner Vergebung“.

Als einmalig bezeichnete der Präsident des ZdK, in welcher Weise sich die Gläubigen weltweit in die Vorbereitung dieser Synode einbringen

konnten. Das habe Maßstäbe für die Zukunft gesetzt.

Nach Einschätzung von Alois Glück kann man der Bedeutung dieser Synode nur gerecht werden, wenn man die Ansprache von Papst Franziskus zum Konzilsjubiläum in die Beurteilung einbezieht. „Wir sind auf einem Weg hin zu einer neuen Synodalität der Kirche, den Papst Franziskus konkret beschrieben hat und den weiterzugehen er sich sicher entschlossen hat. Gemeinsam mit der Gesprächskultur der Synode hat diese Ansprache eine Dynamik entwickelt, die nicht mehr gestoppt werden kann.“

In dem Abschlussdokument der Synode, das in herausragender Weise die Bedeutung von Ehe und Familie für die Gesellschaft und für das Leben der Kirche hervorhebt, sieht der Präsident des ZdK eine Chance für den Papst und für die Ortskirchen. „In seiner Offenheit gibt es Papst Franziskus die Möglichkeit, sein Reformprojekt voranzubringen, wie er es in

seiner Abschlussrede formuliert hat: „Jedes allgemeine Prinzip muss in die jeweilige Kultur übertragen werden, wenn es eingehalten und angewendet werden soll“. Das ist ein klarer Auftrag an die Ortskirchen, eigenständig und mutig und im Einklang mit den Gläubigen nach Wegen zu suchen, wie Sexualität, Partnerschaft, Ehe und Familie in Übereinstimmung mit der Lehre der Kirche und im jeweiligen kulturellen Umfeld gelebt werden können.“

Ausdrücklich würdigte Alois Glück, dass das Abschlussdokument einen Weg aufzeigt, auf dem wieder-verheiratet Geschiedenen die volle Teilhabe an den Sakramenten der Kirche ermöglicht werden kann.

„Wir werden uns als Zentralkomitee der deutschen Katholiken nach dieser Synode dafür einsetzen, den Weg einer Kirche, die auf die Menschen hört und sich ihrer Hoffnungen und Ängsten annimmt, in unserem Land konsequent fortzusetzen“, versprach Glück. □

(Pressemitteilung ZdK)

Kommentar

„E pluribus unum“

Amerika hat sich diesen Wahlspruch zu Eigen gemacht: aus Vielem Eines schaffen! Lassen Sie uns aus den vielfältigen Meinungen in der Kirche, die sich auch in der Schlusserklärung widerspiegeln, eine Kirche für die Zukunftsaufgaben machen. Sich nicht auseinanderdividieren zu lassen, das Gemeinsame in den Vordergrund stellen, dann ist die Katholische Kirche gut aufgestellt. Selbstverständlich gibt es unterschiedliche Meinungen über den Erfolg oder Misserfolg der Synode, aber das heißt nicht, das ein Andersdenkender nicht katholisch sei! □

(Bertram Bastian)

GKS-Kreis Augustdorf

Völkerverständigung – „1000 Jahre deutsch-polnische Nachbarschaft“

Als Auftaktveranstaltung und Start in den Frühling verstand sich das Familienwochenende vom 27. bis 29. März 2015 im Heinrich-Lübke-Haus in Günne am Möhnesee. Der Vorsitzende des GKS Kreises Augustdorf, Gerhard Pape, hatte die Mitglieder zu einer höchst interessanten Veranstaltung eingeladen.

Der Freitag als Anreisetag, war geprägt durch aktuelle Informationen über die Arbeit der GKS und zur Vorbereitung auf das Thema am Samstag.

Viele Polen leben als Nachbarn und Freunde in unseren Städten und Dörfern. Sie arbeiten in öffentlichen Einrichtungen wie Krankenhäuser, Kirchen oder Einzelhandel. Unsere Nachbarn sind tief im christlichen Glauben verwurzelt. Eine Diskussion über ihr Heimatland gestaltet sich mitunter schwierig, ist belastet mit beiderseitigen Vorurteilen und Unkenntnissen über die realen Gegebenheiten in der Geschichte beider Staaten.

Hier sah der GKS Kreis Augustdorf eine Lücke und bot ein Referat zum Thema an. Mit Ansgar Röpling (Bild 1) konnte ein Referent gewonnen werden, der in einem lebendigen und fundierten Vortrag als exzellenter Kenner des östlichen Nachbarn beeindruckte (siehe auch Artikel „Wir vergeben und bitten um Vergebung“, Seite 13 in diesem Heft).

Röpling vermittelte am Samstag packend und kurzweilig ein Grundwissen über ein Volk, das ständig um seine

Anfangen von einer Analyse der Beziehungen zwischen beiden Staaten, die keine Erbfeindschaften nachweisen konnte und wo die Epochen der guten Nachbarschaft überwogen- (Kampf gegen die Osmanen vor Wien, Herrschaft der sächsischen Könige) – bis zum 18. Jahrhundert als der Anfang der zweiten und dritten Teilung Polens begann und das Klima vergiftete.

Der geschichtliche Überblick begann 966 mit der Taufe des ersten polnischen Reiches zwischen den Flüssen Weichsel und Warthe, der ersten Herrscherdynastie mit den Piasten.



Bild 1

Röpling streifte den aufreibenden Kampf gegen die Mongolen im 13. Jahrhundert ebenso wie die Macht des Deutschen Ordens mit der Schlacht bei Tannenberg, das Wahlkönigtum, die Adelsrepublik, die 123jährige Teilung bis zur Wiedererhebung Polens 1918, den Folgen des Hitler und Stalinpaktes bis zur Gründung eines freien Staates 1989.



Bild 2

Freiheit kämpfen musste. Und das unter der Bedrohung der Nachbarstaaten litt, wie unter der 123jährigen Entmachtung von 1795 bis 1918, wo Russland, Deutschland und Österreich das Land vereinnahmten und somit von der Landkarte strich.

Der Referent zeigte auf, dass die Polen durch ihre Kultur und Religion sich dem christlich lateinischen Westen verbunden fühlt, nie dem Osten. Alle Mitglieder des GKS Kreises Augustdorf zeigten sich tief beeindruckt durch das Fachwissen des Referenten.

Das Referat trägt sicher dazu bei, so Gerhard Pape, dass sich die guten Beziehungen zu unseren Glaubensbrüdern/Schwestern in Polen weiter vertiefen.

Am Sonntag nahmen die Teilnehmer des Familienwochenendes (Bild 2) an der Palmweihe mit Prozession zum Palmsonntag teil. Der anschließende Gottesdienst in der Ortskirche von Günne verschaffte noch Zeit zur innerlichen Einkehr und Besinnung, bevor die Heimreise angetreten wurde. □ (Text und Bilder: Gerhard Pape)

GKS-Bereich Nord

... es gibt ihn doch – den Gottesbezug im Norden!

... dies bezeugten nicht nur zahlreiche Teilnehmer an dem von Militärfarrer Michael Waldschmitt gefeierten ökumenischen Feld – Gottesdienst anlässlich des „Tag der offenen Kaserne“ beim EloKaBtl 911 in Stadum. Auch die durch die haupt – und ehrenamtlichen Helfer der Militärseelsorge und der GKS (Gemeinschaft Katholischer Soldaten) aufgebauten Informationsstände sorgten bei der Truppe, Ihren Familienangehörigen so wie anderen Gästen aus Nah und Fern für Interesse.

Der „Neue“, seit dem 01.07.15 Kommandeur des Bataillon Elektronische Kampfführung, Fregattenkapi-

Eine oder Andere Liedunsicherheit unter uns Soldaten kompensiert werden musste. Ja und auch da konnte man feststellen, dass wie bei den Soldaten auch die gemeinsame Kraft in einem Gottesdienst aus dem Gemeinschaftsgefühl des Einzelnen in der Gemeinschaft ein gesamtheitliches Gelingen erst möglich macht. Nach dem Gottesdienst begaben sich dann Alle mit einer Darbietung Verantwortlichen an Ihre Stationen. Vom Leben im Felde über allgemein militärische Informationsstationen, bis hin zu den eigentlichen fachlichen Aufgaben der „Aufklärung“ im mobilen – und ortsgebundenen Bereich, als auch der sozialen Betreuungseinrichtungen wie Bw Sozialwerk und Familien Betreuungszentrum, hatten auch wir mit der Militärseelsorge unsere „Stellung“ bezogen (Bild 1). Dabei konnten Militärfarrer Michael Waldschmitt und sein Pfarrhelfer Gerhard Schasberger in einem 10 stündigen Einsatz von 07:00 bis 17:00 einige interessante Gespräche mit Soldatinnen, Soldaten, Familienangehörigen und Besuchern führen. Unterstützt durch den Vorsitzenden des PGR Husum, OstFw Michael Späth, welcher mit einem Informationsstand der GKS (Gemeinschaft Katholischer Soldaten) ebenfalls Stellung bezog, versuchte man gutes für die Seele an den Mann / Frau zu bringen. Und siehe da, die bei Kaffee und Keksen gemeinsam geführten Gespräche, ließen keinen Zweifel daran, dass Alle sich nach wie vor gedanklich mit den ethisch verpflichtenden Grundsätzen für uns Soldaten beschäftigen und auseinandersetzen. „Als Soldat und Christ dem Frieden verpflichtet“ schien nicht nur unter den Soldatinnen und Soldaten auf reges Interesse zu stoßen (Bild 2), sondern auch bei Vielen aus den umliegenden Gemeinden erschienen Besuchern. Bei



Bild 1



Bild 2

tän Dr. Kassian Meesenburg eröffnet um 10:00 Uhr bei hochsommerlichen Temperaturen und strahlendem Sonnenschein offiziell diesen Familien und Besuchertag. Im Anschluss an seine Begrüßung übergab er dann an Militärfarrer Michael Waldschmitt und sein Team welche mit den zahlreich teilnehmenden Soldaten, zivilen Mitarbeitern, Familienangehörigen, Gästen und Vertretern der Presse einen Für – bittenden ökumenischen Gottesdienst für die Soldatinnen, Soldaten und Ihre Familienangehörigen feierten. Petrus war uns hold und beflügelte einzelne Gottesdienstteilnehmer immer dann besonders, wenn die

Temperaturen um 30°C, gut gekühlten Getränken und diversen Speisen vom Grill, war wie gewohnt durch die Truppe sehr gut für das leibliche Wohl gesorgt. Trotz der hohen Temperaturen und vieler parallel Veranstaltungen im Landkreis war diese Veranstaltung mit ca. 1000 Besuchern in der General Thomsen Kaserne sehr gut besucht. Wir haben uns jedenfalls sehr über jede Seele die bei uns Station gemacht hat gefreut.

Für dieses spannende „Tun“ in der Diaspora, bleibt noch eins zu sagen „Gelobt sei Jesus Christus“ □ (Text und Bilder: Michael Späth)

Leseempfehlung

Wege und Irrwege des Krisenmanagements von Afghanistan bis Südsudan

Im Wesentlichen werden die Interventionen seit 1990 in Krisengebieten von Afghanistan bis Süd-Sudan analysiert und nach verschiedenen Aspekten beleuchtet. Ausgehend vom Gestaltungsspielraum österreichischer Sicherheitspolitik sind dies neben den globalen und europäischen Rahmenbedingungen die wichtigsten Handlungsfelder. Den Herausgebern geht es dabei nicht nur um eine kritische Bestandsaufnahme, sondern auch um das Festhalten von Erkenntnissen in „kompakter“ und „fokussierender“ Weise. Das ist angesichts der Komplexität der Materie sehr gut und sehr ausführlich gelungen.

Einer grundsätzlichen Betrachtung der Entwicklung des Internationalen Konflikt- und Krisenmanagements folgen Betrachtungen zu „Kon-

flikt und Konfliktfähigkeit“ als „ambivalente Kategorien“ und der Herausforderung von vernetzter Politik im Zusammenhang mit Friedenseinsätzen. Die anschließende Überblickshafte Analyse der Regionen Südosteuropa Afrika, Israel/Palästina und die pazifischen Inselstaaten sowie Afghanistan bildet den zentralen empirischen Teil des Buches.

An der Darstellung des Internationalen Krisen- und Konfliktmanagements in Form von Fallstudien zeigt sich wie komplex die Sache ist, wieviel Erfolg oder Misserfolg ihr beschieden ist und wie

vor allem Nachhaltigkeit erreicht werden kann. Es gibt dafür kein Rezept und keine Schablone. Es ist klar, dass das Ganze immer eines Konsenses bedarf, der meist schwierig herzustellen ist. Und es kommt zum Ausdruck, wie umfassend und langfristig Krisenmanagement sein kann, um wirksam zu sein. Diese Wirksamkeit lässt sich

allerdings nicht nach den Maßstäben der Ökonomie messen, sondern nach den Möglichkeiten nachhaltigen Friedens abschätzen.

Die Kapitel sind allesamt übersichtlich gegliedert und haben meist eine Conclusio. Damit wird das Buch auch für den Laien durchaus lesenswert. Ansonsten ist das Werk eher für den wissenschaftlich versierten Insider der Politologie am interessantesten zu lesen. Beiden wird schließlich vermittelt, wie die internationale Staatengemeinschaft unter den gegebenen geopolitischen Rahmenbedingungen Frieden und Sicherheit zu schaffen und zu erhalten versucht, und mit welchen Herausforderungen damit verbunden sind. □

(Bernhard Meurers)

**Walter Feichtinger,
Hermann Mückler, Gerald
Hainzl, Predrag Jurekovic
(HG.),**

**Wege und Irrwege des Krisenmanagements, von Afghanistan bis Südsudan, Schriftenreihe des Instituts für Friedenssicherung und Konfliktmanagement (IFK)
Band 7, Böhlau Verlag Wien
Köln Weimar 2014,
ISBN 978-3-205-78856-0**



Leseempfehlung

Der Papst, der Hitler trotzte Die Wahrheit über Pius XII.

Gerade durch das Theaterstück „Der Stellvertreter“ wurde Papst Pius XII. in einer unwissenschaftlichen Weise verunglimpft. Seither bemühen sich viele Historiker, dem Papst der während des II. Weltkrieges die Katholische Kirche leitete, gerecht zu werden und sein Wirken während dieser doch dunklen Zeit näher

her zu beleuchten. Der Autor Michael Hesemann konnte den Relator des Seligsprechungsprozesses, Pater Prof (em) Dr. Peter Gumpel dazu bewegen, das Vorwort zu diesem sehr lesenswerten Buch zu schreiben.

Dezidiert belegt Michael Hesemann das Wirken des Papstes und seine Beweggründe – soweit nachweisbar



– warum er so handelte und nicht anders. Dazu geht er nicht allein von den Handlungen aus, sondern stellt diese in den zeitgeschichtlichen Kontext, der leider bei Kritikern von Pius XII. nicht diese Beachtung gefunden hat

In dem vorliegenden Buch zeichnet Hesemann ein realistisches Bild Pius XII. und zeigt ihn so wie er war: ein subtiler Gegenspieler des braunen Diktators. □ (BB)

Michael Hesemann,
*Der Papst, der Hitler trotzte –
Die Wahrheit über Pius XII.,
Paulinus Verlag, Trier,
2015, 263 S., geb.,
ISBN 978-3-7902-5764-9*

Leseempfehlung

Der Löwe von Limanowa

Generaloberst Josef Roth Freiherr von Limanowa-Lapanov – Ein Leben zwischen den Epochen

Generaloberst Joseph Roth, Freiherr von Limanowa-Lapanov. Seinen Ruf hat er sich in der Schlacht bei Limanowa-Lapanov in Polen im Herbst 1914 erworben.

Damals als Kommandant der Armeegruppe Roth (XIV. Korps). Die Biographie Georg Reichlin Meldegg, in der Joseph Roth in einem Leben zwischen zwei Epochen dargestellt wird, geht weit über das hinaus, was man erwarten möchte. Neben einer akri-

bisch genauen Darstellung des Lebenslaufes wird auf die Umstände eingegangen – die politischen Umstände, eine äußerst genaue taktische Darstellung der Gefechte und Schlachten, vor allem jene gegen Russland – und nicht zuletzt der Charakter des Joseph Roth im Vergleich mit Conrad von Hötzendorf. Zu kurz kommen auch die gesellschaftlichen Gegeben- und Gepflogenheiten nicht, wie sie innerhalb des Offizierscorps der kaiserlichen Armee gelebt wurden. Ein hohes Ethos findet man hier, das auch unserer Gesellschaft des 21. Jahrhunderts nicht schlecht anstehen würde und wobei trotz strenger Disziplin doch immer Menschlichkeit, Treue und auch Liebe die tragenden Säulen waren.

Nach einem Kurzüberblick über Herkunft, Abstammung und Familienumfeld sowie des Lebenslaufes werden Kindheit und Ausbildung an der traditionsreichen Militärakademie zu Wiener Neustadt, sein Dienst bei der Truppe nach seiner Ausmusterung und später als Kommandant der von ihm geliebten Militärakademie von 1910 bis 1914, seine Verwendung im ersten Weltkrieg und seine Tätigkeit

in der Nachkriegszeit bis 1927, seines Todesjahres, wissenschaftlich gesehen deskriptiv, aber doch spannend beschrieben. Besonderes Augenmerk wird natürlich der Schlacht von Limanowa-Lapanov bei Krakau gewidmet, die letztendlich den russischen Durchbruch nach Schlesien und Mähren verhindert hat.

Hervorragend die vielen Auszüge aus seinen Briefen und Tagebüchern, aus denen Josef Roth als intelligenter, tief christgläubiger und Menschen liebender Führer hervorgeht. Ganz im Gegensatz zu seinem Vorgesetzten CONRAD von Hötzendorf, für den beispielsweise christlicher Glaube mit dem Soldatenberuf unvereinbar war und der sich von gefallenen Soldaten auf dem Schlachtfeld und dem Schicksal ihrer Familien kaum berühren ließ. So wird jedenfalls Roth zitiert. Das erinnert sehr an die heutige Zeit.

Seine wichtigsten Lebensabschnitte waren die an der Militärakademie, der allzeit Getreuen, und die als Kommandant des Tiroler römisch 14. Korps in der Schlacht von Limanowa-Lapanov.

Das Buch ist nicht leicht zu lesen. Für den nicht Kriegshistoriker ist es oft schwierig, in den beschriebenen Gefechten und Schlachten die Übersicht zu behalten. Die beigegebenen Lage-skizzen sind, was Anzahl und Aussagekraft anbelangt, dazu eigentlich nicht unbedingt Verständnis fördernd. Dennoch ist es schon deswegen lesens-



wert, weil hier nicht einfach Lebensbeschreibung stattfindet, sondern hier eine Lebenshaltung einer Gesellschaft und eines Offizierskorps zu Tage tritt, die um den Niedergang eines Reiches und damit des eigenen Wissens an den eigenen Prinzipien festhält.

Die Intuition des Autors ist es, wie er sagt, „den Menschen und Soldaten (Roth Anm.) mit seinen Hoffnungen und Enttäuschungen, Siegen und Niederlagen vor dem Auge des Lesers lebendig machen, und seine Begabung Menschen zu motivieren und dadurch zu führen. Fähigkeiten, die heute im Bereich des industriellen Managements gesuchte Raritäten sind.“ Dies ist jedenfalls gelungen: Der Historiker liest es als Gesamtes und ganz genau. Der geschichtlich weniger gut Bewanderte wird in den vielen Originalzitaten auf seine Kosten kommen. Jedenfalls kann und sollte die durch Generaloberst Josef Roth Freiherr von Limanowa-Lapanov vorgelebte Offiziershaltung auch heute noch Richtschnur sein. □

(Bernhard Meurers)

Georg Reichlin-Meldegg,
*Der Löwe von Limanowa,
Generaloberst Josef Roth Frei-
herr von Limanowa-Lapanov,
Ein Leben zwischen den Epo-
chen, Ares Verlag, Graz 2005,
ISBN 3-902475-06-4,*



Der Königsteiner Engel

Der »siebte Engel mit der siebten Posaune« (Offb 11,15–19) ist der Bote der Hoffnung, der die uneingeschränkte Herrschaft Gottes ankündigt. Dieser apokalyptische Engel am Haus der Begegnung in Königstein/Ts., dem Gründungsort des Königsteiner Offizierkreises (KOK), ist heute noch das Traditionszeichen der GKS, das die katholische Laienarbeit in der Militärseelsorge seit mehr als 50 Jahren begleitet.



Das Kreuz der GKS

Das »Kreuz der GKS« ist das Symbol der Gemeinschaft Katholischer Soldaten. Vier Kreise als Symbol für die GKS-Kreise an der Basis formen in einem größeren Kreis, der wiederum die Gemeinschaft versinnbildlicht, ein Kreuz, unter dem sich katholische Soldaten versammeln.

Impressum

AUFTRAG ist das Organ der GEMEINSCHAFT KATHOLISCHER SOLDATEN (GKS) und erscheint viermal im Jahr.

Hrsg.: GKS, Am Weidendamm 2,
10117 Berlin
www.katholische-soldaten.de

Redaktion: verantwortlicher Redakteur
Bertram Bastian (BB),
Rainer Zink (RZ), Oberstlt a.D., Redakteur

Zuschriften: Redaktion AUFTRAG
c/o Bertram Bastian,
Alter Heerweg 104, 53123 Bonn,
Tel: 0177-7054965, Fax: 0228-6199164,
E-Mail: redaktion-auftrag@kath-soldaten.de

Für unverlangte Einsendungen wird keine Haftung übernommen. Namensartikel werden allein vom Verfasser verantwortet. Nicht immer sind bei Nachdrucken die Inhaber von Rechten feststellbar oder erreichbar. In solchen Ausnahmefällen verpflichtet sich der Herausgeber, nachträglich geltend gemachte rechtmäßige Ansprüche nach den üblichen Honorarsätzen zu vergüten.

Layout: VISUELL, Aachen
Druck: MVG Medienproduktion
Boxgraben 73, 52064 Aachen
Überweisungen und Spenden an:
GKS e.V. Berlin, Pax Bank eG Köln,
IBAN DE21 3706 0193 1017 4950 18
BIC GENODE33PAX.

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion und mit Quellenangabe. Nachbestellung gegen eine Schutzgebühr von EUR 10,- an den ausliefernden Verlag.

ISSN 1866-0843



<https://www.facebook.com/GemeinschaftKatholischerSoldaten>